germ.

germ. 1310

Schlez

Geschichte
des Dörfleins
Traubenheim

Für's Volk
und
für Volksfreunde
geschrieben
von
Schlez.

Zum Gebrauche für Katholiken
bearbeitet
von
einem Pfarrer in dem Herzogthume
Neuburg.

Mit Genehmigung des churfl. geistl. Raths.

München, 1801.
Zu finden in des churfürstl. geistl. Raths deutschen Schulfonds-Bücherverlage am Rindermakte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte

des Dörfleins

Traubenheim.

Zweyte Hälfte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Schlacker wird von seiner Hausehre gescholten, von seinen Freunden verlassen, von einem Zechbruder verfolgt, und von seinen Feinden geschützt.

Wie ein Feuergeschrey erscholl das Gericht von Heinrichs Ankunft im Dorfe. Groß und Klein hieng an den Fenstern, und vor dem Mayerhofe standen schon die Kinder versammelt, als Block, der Schultheiß, vom Amte zurückgieng. Grüß Gott, Herr Schultheiß! Was giebt's neues, Schultheiß! Guten Abend, Schultheiß! gieng unaufhörlich die Frage. Gebt euern Buben einen Kreuzer, und fragt selber! brummte Block in den Bart. Endlich des immerwährenden Herrn Schultheiß überdrüßig und in der Meynung, daß ihm das aus Spott widerfahre, fieng er zuletzt an, rechts und links um sich, wie ein närrischer Mann, zu schimpfen. Steigt mir den Buckel hinauf, ihr Schlingel! war sein gewöhnlicher Dank für jeden freundschaftlichen Gruß.

Hinter ihm her suchte Gottfried das Schulhaus, und reizte dadurch die Neugierde des Volkes auf's höchste; niemand aber unterstund sich, den vornehmen Herrn mit grünem Rock und silbernen Borten um seine Verrichtung zu fragen. Desto mehr wurde Frau Liebrichinn angefallen, die, wie Gehasi, durch's

Dorf

Dorf eilte, um schleunig das Schloß zu öffnen, und für den gnädigen Herrn den Abendtisch zu bereiten.

Kaum hatten Heinrich und Wulfing das Amthaus verlassen, als Frau Petronella von ihrer Spazierfahrt zurückkam. Das Gesind stand müßig im Hofe; niemand aber verlangte, wie sonst wohl, ihr hilfreiche Hand zu leisten. — Da ergrimmte die gestrenge Frau, und fuhr das gaffende Dienstvolk an: Da steht ihr wieder, und habt die Zunge im Maul! Und Sie, Frau Petronella! sagte der Oberknecht, hat die Ihre wohl nicht in der Stadt gelassen. — Was? Frau Petronella? Frau Petronella? kreischte sie dagegen; wart't, ich will euch lehren lassen, wie man mit Leuten vom Stande spricht, und hiemit eilte sie zorniger als ein Druthahn die Treppe hinauf, um das grobe Gesindel bey dem Herrn Gemahl zu verklagen. Dieser aber saß hinter dem Ofen im Sorgstuhle, und rührte und regte sich nicht.

Petronella. (die Hände zusammschlagend) Daß's Gott im Himmel erbarm! Sitzt er wieder da, der alte Saufaus, und glotzt, wie ein Spundloch! Hörst und siehst du wieder nicht?

Schlacker. Mehr, als mir lieb ist. . .

Petronella. Und die infamen Grobheiten des Oberknechts hast du verschlafen?

Schlacker. Nein! schläfert mich heute nicht.

Petr. Und doch sitzst du wieder da, wie's Kind vor'm Treck! Potz Stern und kein End'! so rühr dich, und lies dem ungezognen Gesindel den Text!

Schlacker. Doch nicht Mathäi am letzten, wie mir vor einer Stunde der Junker?

Petr. Alle gute Geister! Was hat's mit dem Junker? Ist er hier?

Schlacker. Und Wulfing in seiner Gesellschaft.

Petr. (noch erschrockner) Und nun, was sagt er?

Schlack. Nicht viel gutes. Die Schlüßel hat er mir abgenommen, und Wulfing ist unser Richter. —

Petr. (in der Stube umherfahrend) Daß eben ich nicht zu Hause war. Potz Stern und kein End! — — Wie wirst du dich wieder gestellt haben?

Schlack. Stell du dich und der Teufel! Sinn und Witz waren weg. Die Sache gieng über Bausch und Bogen, und Reden und Schweigen galt eins so viel, als das andere. Wulfing, Wulfing ist unser Untergang!

Petr. Mag leicht, daß so ein Plumpsack untergeht, wie du bist; aber ich nicht. — Wie wird dir's einmal werden, wenn Ich nicht mehr bin — wenn ich nicht mehr für dich rede und sorge, du. . .!

Schlack. Besser als jetzt. — Aber geh nur, geh nur, und rede dich satt; nur mit mir nicht!

Petr. Das will ich auch! Potz Stern und kein End! Ich habe wohl mit andern Leuten in der Welt geredet! So ein Holzzack von einem Jagdjunker erschreckt mich noch lange nicht! Den kahlköpfigen Wulfing perhorrestier (perhorreszier) ich schlechtweg. Du Tollpatsch aber warst nicht so klug.

Schlack.

Schlack. Perhorreszieret und exzipirt *) genug: — aber der Jagdjunker kennt kein Recht, als das Jägerrecht vom Waidwerke, Sauen zu hetzen mag er verstehen; aber vom jus versteht er den Teufel.

Petr. Und ich werde ihm zeigen, quid juris, **) wenn er's noch nicht versteht. So schlechtweg! Potz Stern und kein End gehts nicht!!

Schleunig brachte nun Frau Petronella ihren Kopfputz, der schon ganz verzaußt war, wieder in Ordnung; kleppte sich etliche Schönpflästerchen auf, und rauschte dann mit ihrem fischbeinernen Staatsrocke die Treppe hinab.

Heinrich und Wulfing sassen eben mit Heilmann und Lieberich am Abendtische. Unangemeldet drängte sich Frau Petronella in's Zimmer, und bath unterthänigst um die Gnade, den Herrn Junker unter vier Augen sprechen zu dürfen. — Ich weiß nichts von Heimlichkeit, die diese meine Freunde nicht wissen dürfen, erwiederte Heinrich. — Nothgedrungen suchte sie also angesichts der ganzen Gesellschaft all ihre Tausendkünste hervor, mit denen sie weiland den Herrn Vormund von Schleich bezaubert hatte. Bald weinte sie, bald lächelte sie wieder, und vergaß sich zuweilen so weit, daß sie dem Herrn Jagdjunker die Backen streichelte. Ich begreife gar nicht, wie ein so schöner, junger gnädiger Herr so unerbittlich seyn kann,

*) verschlagen und verbethen.

**) quid juris, was Rechtens ist.

kann! rief sie endlich mit Thränen aus. — Aber trotz aller Unbegreiflichkeit blieb Heinrich auf seinem Kopfe. — Sie bath unterthänigst und fußfälligst um einen andern Kommissär; Wulfing stimmte in ihre Bitten selbst ein, aber umsonst! Nur um ihrer Willen, fleht sie, soll der gnädige Junker verschonen! Aber er versichert dagegen, daß weder ihr, weder ihrem Gemahl Unrecht geschehen soll. — Sie betheuert die Unschuld ihres Mannes; sie wälzt alles auf den Vormund von Schleich, und ruft Ach und Weh über ihn aus; aber Heinrich ist unbeweglich. Das wird sich alles bey der Untersuchung zeigen, — sagt er endlich, und verbittet sich jede weibliche Dazwischenkunft. Männerhändel müssen unter Männern ausgemacht werden!

Mit dieser Abfertigung kommt die gestrenge Frau wieder nach Haus. Herr Benedikt Blasius Schlacker sieht schon an ihrem rüstigen Gange von ferne den empfangenen Bescheid. Potz Stern und kein End! schreyt sie beym Eintritt ins Zimmer, und reißt Maschen und Kleider vom Leibe. Das ist ein Unhold, ein Mensch ohne Risong (Raison)! — Aber siehst du, alter Weinschlauch! so geht's! das verfluchte Wirthshaussitzen hat dich um deine gesunde Augen gebracht, und bringt dich auch noch um's Brod. Wie oft habe ich dich gewarnt und ausschandirt, du garstiger Wanst! All dein Lebtag wärst du zu keinem Brod gelangt, hätt' ich dir nicht dazu geholfen, und nun, daß Gott im Himmel erbarme! — — —

So zankte sich das Ehepaar beynahe die ganze Nacht.

Hein-

Heinrichs und Wulfings Ankunft hatte während deß ganz verschiedene Bewegungen veranlaßt. Der bessere Theil freute sich der endlichen Erlösung; die weniger Guten waren gleichgültig und die Müßiggänger und Schwänkmacher nahmen die Litaney zur Hand. Ihnen bangte vor einem Herrn, der sein Gut mit solchen Bewillkommungen antrat. Unter der Lumpenzunft war Hans der einzige, der über Wulfings Ankunft vergnügt war. Am frühesten Morgen des andern Tages lief er schon ins Schloß, dem ehrlichen Wulfing noch einmal sein Vergelt's Gott zu sagen. *) Aber welch ein Anblick, als er in das Zimmer trat, da standen die Reiter mit Haut und Haar, denen er im letzten Winter den Weg gezeigt hatte. Und zum Unstern war eben der Herr Vogt nicht zugegen. Gottfried aber, der Hansen im Augenblicke erkannte, rief ihm zu: Ah, willkommen, Kleinmann! treffen wir uns hier zusammen, wie die Fuchsbälge beym Kirschner? Mein Gott! ach ja, erwiederte Hans, und krempelte ängstlich am Hut. Er ist doch nicht gar der gnädige Herr Junker? Nein, versetzte Gottfried. Hier ist dein gnädiger Herr. Aber wie kömmt's? Ich habe gemeynt, du wärest Spezial mit dem Herrn Wulfing, und nun stehst du vor seinem Herrn wie ein A. B. C. Schütz? Wer hätt aber auch gemeynt, erwiederte Hans, daß wir uns in Traubenheim wieder sähen? Hat er ja doch so fremde gethan, als wär er aus Pohlen! — Indem kam Wulfing ins Zimmer

zu.

*) Wofür? findet man im ersten Theile

zurück. Durch einen herzlichen Handschlag riß er den armen Schelm aus der ersten Verwirrung, und dieser flüsterte ihm ungesäumt ins Ohr: Liebster Herr Verwalter! Er hat doch dem Herrn Junker nichts vom Jud Schomel gesagt? Nein, versetzte Wulfing, und gab dadurch dem Bettler gleichsam wieder neues Leben. Seine Freudenbezeugungen über das Glück, den Herrn Junker und Herrn Gottfried, vor allen aber Herrn Wulfing wieder zu sehen, wurden fast ausgelassen. Dem letztern drückte er alle Augenblicke die Hand. Wäre, weiß Gott, und wahrhaftig krepiert, wie ein armer Hund, sagte er, wenn er nicht gewesen wäre! Gott Lob! daß ich noch lebe, weil er wieder da ist! Nun will ich aber all mein Lebtag nicht mehr mit dem Queersack herumziehen! Aller Muth kömmt mir wieder, und, nicht wahr, er sorgt dafür, daß mich der gnädige Herr manchmal in seinem Bauhof ein Stücklein Geld verdienen läßt? Heinrich versprach es ihm selbst, gab ihm ein kleines Geschenk, und gieng dann mit Wulfing und seinem Hausjäger durch's Dörfchen spaziren.

So springen Kinder ihren Eltern entgegen, die vom Markte kommen, wie die Leute von Traubenheim dem gnädigen Herrn Junker und ihrem ehemaligen und so lieben Herrn Verwalter. Dem letztern wagten sie sogleich die Hand zu biethen; vor dem Junker aber machten sie nur einen demüthigen Scharrfuß oder Knicks. Als er jedoch sogar freundlich mit ihnen sprach, bekamen sie Muth, auch mit ihm zu schwätzen. Ey, ey, sagten sie, und wunderten mit den

Fin-

Fingern, was der Herr Junker so groß geworden ist! Zs! Zs! ich weiß noch wie heute, wie wir geflehnt haben, als er fortfuhr. Wir haben ihn abgeschmatzt, daß ihm unsere Thränen auf die Backen gelaufen sind.

Also die Leute voll guten Gewissens! Die Lumpen des Dorfs aber, die Schlacker erst aufgenommen und zu Lumpen erzogen hatte, guckten indeß nur so zwischen den Thürspalten heraus, und wußten nicht recht, was sie fürchten, oder hoffen sollten.

Unter der Linde setzte sich der gnädige Herr mit Wulfing. Alles um sie her stimmte ihre Herzen zur Wehmuth und Freude. Heinrich dachte sich alle Spiele seiner Knabenzeit, die er an schönen Sommerabenden unter diesem Baume getrieben, und Wulfing die goldenen Zeiten wieder, als er sich hier noch mit seinen Amtsuntergebenen versammelt, und wie ein Vater mit seiner Familie berathschlaget hatte. Niklas, Wilhelm, Fritz und Romel kamen, und freuten sich mit einem herzlichen Handschlag der glücklichen Ankunft; aber von ferne stand Nulli, und traute sich nicht zu der Gesellschaft hin. Ruf er doch, lieber Herr Verwalter, sagte Niklas, auch den Nulli zu uns. Während das halbe Dorf verlumpte, ward Nulli ein wackerer Mann. Er erzählte ihm kurz die Geschichte des Maurers, und Wulfing rief ihm ein Willkomm entgegen. Nun trat auch Nulli näher, und mischte sich in den Kreis der guten Bürger, die um ihren Herrn und Beamten versammelt standen, wie die Kinder um ihre Eltern. Unter herzlichen

Ge-

Gesprächen verfloß also der Morgen. Heinrichs Leutseligkeit gegen diese Männer flößte selbst den Liederlichen Muth ein; sie schämten sich ihres bisherigen Thuns, und sahen mit Neid auf die geehrten Nachbarn des Dorfes.

Des Nachmittags nahm sogleich die Untersuchung der Schlackerschen Amtsführung ihren Anfang. Die Rechnungen wurden ganz richtig gefunden; aber die Protokolle lagen sämmtlich in jämmerlicher Verwirrung. Zehn Bogen waren oft mit leerem Gewäsch über einen Dreybätznerhandel angefüllt, und am Ende war doch, statt eines Bescheides, nichts als die Zeche des Weinschlauchs zu finden. Hohe Stösse von Ausschätzungsprotokollen, wenigst achtmal so viel, als Wulfing in seiner langen Amtsfühführung erlebt hatte, lagen auf einander. Mit den Unterthanen wurde in Ansehung der Strafgelder unbarmherzig verfahren, und doch keine Seele gebessert. Zu den neuen Auflagen, mit welchen das Dorf seit einigen Jahren gedrückt wurde, hatte, laut der Akten, Herr Blasius jedesmal selbst den Vorschlag gemacht, um sich durch diesen, leider nur zu allgemeinen Kunstgriff, bey der gelddürftigen Herrschaft zu empfehlen. Die alten Papiere des Archivs lagen zerstreut, wie Pfefferguckenim Winkel eines Krammladens, umher, und große Schnappsbullen standen an der Stelle der Akten.

Der erste Kläger, der nach etlichen Tagen gegen Herrn Blasius auftrat, war Ludwig. Man muß sich der Rarität willen erinnern, daß es der nämliche

Lud-

Ludwig ist, der eilf Jahre zuvor in der Schomlischen Klagsache gegen Wulfing als Zeuge gestanden ist. — Es war so seine Weise, es immer mit dem Stehenden zu halten, und dem Fallenden auf den Nacken zu treten. Als Wulfing stürzte, hielt er's mit Schlackern; als Schlacker fiel, hielt er's wieder mit Wulfing. Indeß glaubte er, bey diesem seine Scharte nicht besser auswetzen zu können, als dadurch, daß er dem armen Blasius den Hals brechen half.

Unter großen Freudenbezeugungen, den alten Herrn Verwalter einmal wieder zu sehen, trat also der einäugichte Schalk in die Gerichtsstube. Was er gegen Schlackern vorbrachte, war bey ihm lauter Sache des Gewissens, und dabey versäumte er nicht, nach Herrmanns Manier fleißig die heilige Schrift einzumischen. — Mit Empörung aber vernahm Wulfing die Klage des Bösewichts. Lebhaft sah er ihn noch einmal dastehen, wie er in der Jud Schomelschen Sache gegen Besserwissen und Gewissen Leib und Seele verschwur, und am Ende mit zitternder Hand das Schurkenpatent unterschrieb.

Sobald also die Klage vollendet war, ließ Wulfing den Amtmann rufen: Hier, Herr Amtmann! ist der erste Kläger wider Sie, der Ihnen ins Angesicht behaupten wird, was er zu Protokoll geben will, sagt er.

Gott! steh mir bey, schrie Schlacker wie betäubt. Wenn solche Schurken meine Kläger seyn dürfen, so bin ich so gut, als verloren. Erinnern Sich aber Euer Hochedelgestreng, mein hochzuvereh-

render Herr Kommissär! nur an Dero eigene Sache gegen den Jud Schomel. —

Hochedelgestrenger Herr Verwalter! begann Ludwig erschrocken, hab' ich ihm jenesmal Unrecht gethan: so soll mir's Gott verzeihen! Jeder redet, so gut er's weiß, und gesund will ich nicht von der Stelle gehen, wenn ich mich erinnern kann, wie's mit jenem Gelde war. Lieber Gott, wer kann alles so merken; man sieht des Jahrs mehr aufzählen. Aber, wegen des Schimpfs, den mir Schlacker anthut, muß ich als ein achtbarer Gerichtsbeysitzer um Saxfazion bitten, ob er gleich gar nicht kumpabel ist, einen ehrlichen Mann zu schimpfiren.

Des Herrn Amtmanns Sache muß erst untersucht werden, sagte Wulfing; aber die eurige habt ihr selbst unterschrieben. Vergebt also nur immer, wie ich euch vergebe!

Durch diese Versicherung erwachte Ludwigs Dreistigkeit und gesunkener Muth wieder. Er rechnete darauf, daß Wulfing wenig Beweis fordern werde gegen seinen Brodrauber, und brachte Punkt für Punkt die Klagen noch einmal vor. Schlacker schrie dagegen aus vollem Halse. Wulfing aber schien seinen Abläugnungen und Entschuldigungen so wenig Glauben beyzumessen, daß sich Schlacker für so gut, als verloren ansah. Es scheint, sagte er zuletzt mit Thränen, man will nicht nur um meinen Dienst, sondern auch um meinen Kopf spielen.

Nach Rechten hat er ihn schon längst verwirkt, schrie Ludwig mit einer Dreistigkeit, und berief sich dabey eins um's anderemal auf Fritzen.

Schlacker aber, dem Fritz schon mehr als einmal die Wahrheit gesagt, verwahrte sich aus aller Kraft gegen ihn. Einen Todtfeind zum Zeugen und einen Bösewicht zum Ankläger — sagte er — da muß ein Engel zu Schanden werden! —

Gleichwohl ließ Wulfing Fritzen auf der Stelle rufen. Fritz Rudinger hörte gelassen die Beschuldigungen an, die er verbürgen sollte. Da aber so viel Halbwahres und Unerwiesenes mit unterlief, und offenbare Lügen mit eingemengt waren, rief er mit Entschlossenheit aus: Nein! was Recht ist, hat Gott lieb! Dem Herrn Amtmann habe ich öfters als einmal meine Herzensmeynung gesagt. Er hat das Dorf ruinirt, und dem ruinirten Dorfe noch obendrein neue Abgaben aufgebürdet, das ist und bleibt wahr, und das will ich ihm beweisen, er mag unser Herr Amtmann bleiben, oder nicht; aber die andern Beschuldigungen, die ich bezeugen soll, sind mir theils unbekannt, theils offenbar falsch! — Wie kannst du das sagen? stammelte Ludwig in größter Verwirrung. — Und wie willst du deine Aussagen beweisen? antwortete Fritz. — So stritten sich beyde um Schlackers Schuld und Unschuld, und dieser stand wie versteinert, aus dem Munde seines vermeyntlichen Todfeindes eine so männliche Vertheidigung zu hören. — Wulfing aber zog stillschweigend die Schelle. Der Amtsknecht erschient. — Den Ludwig in's Loch, bis auf weitern Bescheid! Um Gotteswillen, Hochedelgestrenger Herr Verwalter! ruft Ludwig, wie soll ich das nehmen? steckt man ehrliche Leute, so mir nichts, dir

nichts, ins Loch? Die Ehrlichen nicht, aber die Verläumder, versetzte Wulfing. Nur Ein Wort unter vier Augen, und dann will ich mir alles gefallen lassen, fleht der Schalk im wehmüthigsten Tone. — Warum nur unter vier Augen? fragt Wulfing. Gerechter Gott! schreyt Ludwig, ist das so was unrechtes? trägt mir denn Euer Hochedelgestreng den Schomelschen Handel so lange nach? Gar nicht! alles vergeben und vergessen! versetzt der ehrliche Richter und läßt auf der Stelle die übrigen Abtritt nehmen. — Bedenk er doch, Herr Verwalter! sagt ihm dann Ludwig ins Ohr, kein Mensch wird mehr das Herz haben, gegen den Amtmann zu zeugen, wenn man seinen ersten Ankläger ins Loch steckt. Falsche Zeugen will ich auch nicht, erwiederte Wulfing. Wenn ihr mir also sonst nichts unter vier Augen zu sagen habt . . . Nun ja doch, fällt Ludwig ins Wort: (schmeichelnd) Er soll sehen, ich verlange es nicht umsonst. —

Wulfing. (indem er wieder schellt) Und ihr sollt sehen, daß ich unbezahlt thue, was recht ist. (Zum Amtsdiener) Führt ihn ab.

Zweytes Kapitel.

Schlacker zieht ab, und ein neuer Schultheiß wird erwählt.

Ludwigs viertägiger Arrest bey Wasser und Brod verdarb allen Lügnern die Lust, eben so gegen Schlackern zu fechten. Herr Benedikt und Frau Petronella schöpften sogar wieder Hoffnung, ihren Stand zu behaupten. Kein Schleichweg blieb unbetreten, und dem Junker lag das Ehepaar so sehr in den Ohren, daß er gute Lust hatte, nach Gotha zurück zu reisen; Wulfing aber verbath sich ein - für allemal die Kreuzflucht. Es ist so die Weise der Herrschaften, sagte er, in aller Eile zu verreisen, wenn sie den Dienern ein heickliches Werk aufgehängt haben. Mögen diese dann zusehen, wie sie heraus kommen; aber dießmal, gnädiger Herr! geht's schlechterdings nicht! Wofern Sie mich jetzt verlassen, so sehe ich mich nothgedrungen, auf der Stelle zusammzupacken. Schlacker schob indeß alle Schuld auf den Vormund, und bath mit Thränen um Schonung. Vergebens bemühte er sich, gegen einige Beschuldigungen falsche Zeugen aufzutreiben. Alles war abfällig von ihm. Mit jedem Tage wurde sein Handel mißlicher. Heinrich, des immerwährenden Zudringens ohne dieß müde, befahl also, mit dem Amtmann kurzen Prozeß zu machen, das Absetzungsdekret auszufertigen, und ihm sogleich einzuhändigen. — Gnädiger Herr! erwiederte Wulfing, diesen Auftritt werde ich alter Siebenziger

nicht

nicht überstehen. Lassen Sie Schlackern zu Sich ins Schloß rufen, und künden Sie ihm selbst seinen Abschied an, oder lassen Sie ihm die Kassation durch Ihren Gottfried bringen. Ja, meine Seele, rief dieser, schreiben Sie im Gottes Namen den Laufzettel! Ohne alle Bedauerniß will ich ihm den Hakschi einhändigen. Gegen alle gute Menschen bin ich butterweich, und ein Haase dauert mich, wenn er nicht Knall und Fall zusammenstürzt; aber den Schlingel, wie den Triefaug, wollt' ich mit eigener Hand stäupen.

Schlacker erhielt also durch Gottfried den Abschied, und zugleich wurde von dem gnädigen Herrn selbst der Gemeinde bekannt gemacht, daß alle neuen, vom entsetzten Amtmann erst eingeführten Abgaben wieder erlassen seyn sollten. — Das Triumphiren im Dorfe und der Jammer im Hause des Amtmanns waren gleich groß. Bey einer verschwenderischen Wirthschaft hatte er keinen Heller erübriget. Sein ganzer Reichthum bestand in vorhandenen Geräthschaften. Wohin aber mit diesen und wohin mit der eigenen Schmalztonne? — Frau Petronella, die sich am Ende noch leichter zu fassen wußte, als ihr Gemahl, schlug indeß Bamberg vor. Durch Beyhilfe des Herrn von Schleich glaubte sie da mit ihrem Manne wieder versorgt zu werden. Heinrich ließ einen großen Theil seiner Geräthschaften durch Gottfried theuer erkaufen, und schenkte sie dem ehrlichen Wulfing. Ludwig aber, dessen Arrest eben zu Ende war, mußte das theure Päärchen zur Frohn und

Strafe nach Bamberg führen. Viele, die sich schon entschlossen hatten, bey Schlackers Abreise einen Freudenschuß zu thun, gaben ihren Vorsatz wieder auf, als sie das sahen, und Wulfing ließ zum Uiberfluße noch auflauern, um jeden, der öffentlich seine Schadenfreude bezeugen würde, beym Kopf zu nehmen.

Am Tage des Abzugs schrieb Heinrich noch folgenden Brief an Herrn von Schleich, und gab ihn Herrn Schlacker zur Bestellung:

Wohlgebohrner Freyherr!

Der Uiberbringer dieses Briefes wird Ihnen selbst sein Schicksal erzählen. Sie haben den unglücklichen Mann, so lange er unter Ihrer Aufsicht stand, nach Ihren Absichten und zu meinem Nachtheile benützt. Das Meinige habe ich gethan. Ein ehrlicher Mann, ein Freund meines seligen Vaters, den Sie brodlos gemacht haben, ist wieder in seinen Posten angewiesen, und wird seine letzte Kraft anwenden, einen Theil des Elendes wieder zu heben, das Sie und Schlacker über mein verwildertes Rittergut gebracht haben. Des Rechtes, Sie darüber zu belangen, werde ich mich, in Rücksicht auf Ihre zerrüttete Haushaltung, nicht bedienen, sondern sie ganz dem eignen Gefühle Ihrer Strafwürdigkeit überlassen. Traubenheim am 3ten May 1720.

Heinrich, Freyherr. von Traubenheim.

Nach

Nach Schlackers Abzuge ließ Wulfing seine Schwester sogleich nach Traubenheim bringen, und war nun eifrig daran, den Anfang zur Wiederherstellung des Ritterguts zu machen.

Den ersten Schritt dazu, glaubte er, durch die Wahl eines neuen, tüchtigen Dorfsschultheiß thun zu müssen. Seiner Meynung nach hieng von dieser Wahl die Hälfte aller Unternehmungen ab, und ein Beamter war in seinen Augen des Absetzens werth, der eine wichtige Stelle einem Unwürdigen um's Geld giebt. — Gleich am Abende nach Schlackers Abzug sprach er darüber mit seinem Herrn. Dieser glaubte, daß im ganzen Dorfe kein tüchtigerer Mann dazu könne gefunden werden, als der Wirth Romel, den er bey seiner Dorfsvisitation überaus lieb gewonnen hatte. Für diesen wär ich nicht! erwiederte Wulfing; zwey einander so entgegengesetzte Personen, wie ein Wirth und ein Schultheiß, sollten nie in Einer vereiniget werden. Der Vortheil des erstern steht immer den Pflichten des letztern im Wege; das Volk zieht dann noch stärker, als bisher, ins Wirthshaus, weil es dann glaubt, daß man mit gutem Anstande ohnmöglich den Schultheiß sprechen könne, ohne beym Wirth zu trinken, und kein Grasfleck wird dann anders, als beym Kruge versteigert. — Romel ist zwar ein grundbraver Mann; aber Gelegenheit macht Diebe. —

Heinrich. Nun, wen halten Sie denn, ausser dem Wirth Romel, für den tauglichsten Mann?

Wulsing. Den Niklas Wenner.

Heinrich. Gut, so soll der Schultheiß werden.

Wulsing. Wozu ich eben so wenig rathen will. Er ist zwar der gescheideste und ehrlichste Bauer, den ich kenne; aber ihm fehlt's an Muth oder schnellem Entschluße; oder wenn Sie lieber wollen, an männlichem Trotz und Verschlagenheit.

Heinrich. (lächend) Dächt' ich, diese Eigenschaften wären nur einem General unentbehrlich.

Wulsing. Einem Dorfsschulzen im Kleinen so unentbehrlich, als dem General im Grossen. Ein Schulze, der weiter nichts wagt, als der Gemeinde wieder zu sagen, was der Beamte gesagt hat, und bloß den weisen oder dummen Entschluß der beyden Theile hin- und her trägt, der nicht Trotz genug hat, im Nothfalle durch einen Machtspruch dem ganzen Pöbel durch den Sinn zu fahren, der nicht durch Verschlagenheit das Dorf oder das Dorfsgericht auf seine Seite zu neigen versteht, ist bey dem besten Herzen und hellsten Kopfe nichts als des Beamten und der Gemeinde Sprachrohr. Merkt einmal das Volk seine schwache Seite: so hält es in allem Gegenpart, und folgt am allerwenigsten in solchen Aufträgen, die der Schulze selber macht.

Heinrich. Aber sollte Niklas wirklich so schwach seyn?

Wulsing. Schwach eben nicht; aber doch auch nicht stark genug, und für Hauptgeschäfte zu alt. Ich kenne den ehrlichen Mann. Er ist zu menschengefällig

sig für einen Ortsvorsteher. Strittigkeiten und böse Nachrichten scheut er wie's Feuer. Er ist zu demüthig, sagt seine Meynung zu bescheiden, mit zu wenigem Nachdruck und Uibergewicht; das Volk kennt ihn auf dieser Seite, und er selbst kennt sich nur zu gut, als daß er das Aemtchen nur verlangen sollte. Der tüchtigste Mann scheint mir Fritz Rudinger, der Tochtermann des ehevorigen Schultheiß Ortmanns, zu seyn.

Hein. Ist das nicht der, welcher für Ludwig so wacker gezeugt hat.

Wul. Ja, gnädiger Herr! Auch das war ein Beweis seiner kurzen Entschlossenheit, seines männlich Trotzes. — Die Folge wird lehren, daß ich meinen Mann kenne.

Sogleich schickte Heinrich nach dem vorgeschlagenen Dorfsschulzen, übertrug ihm, in Beyseyn des Dorfgerichts, mit der besten Ermahnung das Amt, und machte nun, da er über die wichtigsten Angelegenheiten des Dorfs Abrede genommen, Vorkehrung zur Rückreise nach Eichstädt.

Seinen Gottfried ließ er als Hausmeister zurück, und nahm an dessen Stelle den ältesten Sohn des neuen Schultheiß mit sich. Reinhard, so hieß er, ein Bürschchen von 18 Jahren, freute sich gewaltig der Ehre, mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen! Noch mehr aber der Gelegenheit, ein anders Stück Welt zu sehen. Furchtsam schlug ihm jedoch das Herz, wenn er dachte, wie linkisch er sich zur Bedienung anstellen würde.

Darum

Darum laß dir nicht bange seyn, Reinhard! sagte Heinrich. Zur Aufwartung bedarf ich deiner nicht. Nur deßwillen nehme ich dich mit, daß du siehst, wie man auch außer deinen 3 Feldern und 4 Pfählen wirthschaftet. Handwerkspursche durchreisen oft ganz Deutschland, ohne von der Landwirthschaft fremder Länder das mindeste zu merken, weil sie nur grossen Städten zulaufen, und in ihren Werkstätten sitzen. Wir wollen aber eine Bauernreise machen, und gelegenheitlich siehst du auch etwas von städtischen Einrichtungen und Sitten.

Seelenvergnügt trat nun Reinhard seine Begleitung an. Auf dem Wege verweilte Heinrich mit ihm, wo nur etwas zu sehen, oder zu lernen war. Sie besuchten schöne Mayereyen, glückliche und verdorbene Dörfer, Eisenhämmer, Glashütten, Salzwerke, Fabriken, und was ihnen merkwürdig schien. Reinhards Geist erwachte da, wie aus dem Traume. Mit ganz andern Augen sah er die Welt an. Vor Sehnsucht schlug ihm das Herz, alle diese Neuigkeiten seinen Kameraden zu erzählen, und in der Wirthschaft seines Vaters von allerley, was er im Feldbaue gesehen hatte, Versuche zu machen.

Reinhards Heimkunft gab daher viel Aufsehens im Dorfe. Stunden lang wußte er in Einem fort zu erzählen, und Handwerker, die gegen alle Winde gereiset waren, sassen um ihn her, und lauschten wie Kinder. — Sind wir doch zehnmal so weit herumgekommen, als du, sagten sie, und haben für wahr nicht halb so viel gelernt und gesehen. — Das

ist

ist aber auch ein ander Ding, antwortete Reinhard, wenn ein Herr mit einem reiset, mit seinen Trinkgeldern Thür und Thor aufthut, und einem alles erklärt, und erklären läßt. Anfangs sah ich den Wald vor lauter Bäumen nicht, so stark guckt' ich in die Welt hinein; aber ganz anders war's mir vor Augen, als mich der gnädige Herr auf alles hinwies.

Einige Vortheile, die Reinhard auf seinen Reisen gesehen hatte, gelangen ihm in seiner väterlichen Wirthschaft auf's beste. Jeder seiner gescheiden Kameraden wünschte sich auch das Glück, einmal mit dem gnädigen Herrn reisen zu dürfen, und Heinrich nahm in der Folge auf allen seinen Reisen bald diesen, bald jenen gelehrigen Jungen des Dorfes mit.

Männer von geschlachtern Sitten, hellern Köpfen und thätigerm Geiste wuchsen in diesen Jünglingen empor, und bey jeder nützlichen Anstalt bothen gewöhnlich diese zuerst die Hand.

Drittes Kapitel.

Das Langweiligste und Wichtigste aus Allem.

Während der Abwesenheit des gnädigen Herrn war Wulfing unermüdet geschäftig, Mittel zu ersinnen, dem verwüsteten Dorfe wieder aufzuhelfen. Die

Frucht seines Nachdenkens war folgender Aufsatz, den er seinem menschenfreundlichen Herrn nach dessen Zurückkunft übergab:

Nach Euer Hochwohlgebohrn gnädigem Befehl ermangle ich nicht, folgende Bemerkungen und Vorschläge, die Verbesserung unserer derzeitigen Dorfsverfassung betreffend, zur Einsicht unterthänig vorzulegen, obgleich alles, was ich zur Zeit darüber urtheilen und rathen kann, nur unzureichendes Stückwerk ist. Die Folge wird indeß mehrere und kräftigere Mittel an die Hand geben.

Das Dorf scheint mir gegenwärtig an zwey Krankheiten, Brod- und Sittenlosigkeit, danieder zu liegen. Zwey Uibel, die genau zusammenhängen, denen nicht einseitig zu steuern ist, und die nur allmählig gehoben werden können.

Die Brodlosigkeit ist hauptsächlich dadurch entstanden, daß man das Dorf mit einer Menge Menschen überladen hat, die alle durch einerley Gewerb ihre Nahrung suchen, und eben deßwegen nicht hinreichende Gelegenheit zu ihrem Unterhalte finden.

Der Taglöhner sind der Zeit um die Hälfte zu viel. Einer reißt dem andern den Bissen Brod aus dem Munde; fast keiner hat den täglichen Unterhalt, weil es an täglicher Arbeit gebricht.

Der erste Grund des Brodmangels liegt also in dem irrigen Grundsatze: daß die Herrschaft befugt sey, der Unterthanen so viel auf- und anzunehmen, als ihr gefällt, und sich vorfinden, ohne auf die Nahrung derselben Rücksicht zu nehmen.

Der

Der Hauptschutz, den die Obrigkeit ihren Unterthanen schuldig ist, bleibt immer der, daß sie dieselben bey einem rechtmäßigen Verdienste sichert, und diesen nicht muthwillig schmälert, oder raubt. Letzteres geschieht aber, wenn man auf den Verdienst eines und eben desselben Brodes mehr Menschen anweiset, als von demselben leben können. Durch die Aufnahme neuer, überflüßiger Taglöhner werden die ältern, welche schon länger den herrschaftlichen Schutz genießen, eben so wohl beeinträchtigt, und in ihren Rechten gekränkt, als eine Handwerkszunft, der man mehr Meister aufdringt, als sich an einem Orte oder in einer Gegend von diesem Handwerke nähren können. Weil in jedem Jahre 5 bis 8 Wochen einfallen, in denen das ganze Heer der Taglöhner Arbeit findet, sollen wir sie deßwegen $\frac{3}{4}$ Jahr hungern und faulenzen lassen? — Der Bauersmann ist allzu geneigt, über Mangel an Arbeitern zu klagen, wenn er etwa des Jahrs einmal zur Zeit einer dringenden Arbeit nicht Leute im Uiberfluß findet, die ihm auf seinem Winke zu Gebothe stehen; aber gleichgültig sieht er zu, wenn die Armen, die wahrlich von seinem Schnitterlohn kein ganzes Jahr leben können, geschäftlos herum laufen, und Hunger und Kummer leiden.

Mangel an Arbeit veranlaßt Brodmangel, Muthlosigkeit, Faulheit, schlechte Kinderzucht, häuslichen Zwist, Betrug, Diebstahl und andere Laster, wie die Erfahrung lehrt. Noch mehr mußte das in Traubenheim eintreffen, wo man unter Schlackers Amtsfüh-

führung eine Menge Gesindel aufnahm, das nichts als das nackte Leben mit sich ins Dorf brachte, durch Liederlichkeiten schon vor der Hand sich ausgezeichnet, und jedes Schutzes, nur nicht des Traubenheimers, unwerth gemacht hatte. — Zwar giebt es Fälle, wo man ganz unbemittelte Menschen, die nichts als fleißige Hände zusammenbringen, aufnehmen muß; z. B. wenn der Taglöhner, Handwerker ꝛc. zu wenig sind, oder wenn sich jemand durch vorzügliche Geschicklichkeit, durch Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit ausgezeichnet hat; aber außer diesen Fällen ist und bleibt es dumme Schutzguldenjagd, das Insassenrecht solchen Personen zu verleihen, die durch die erste Krankheit, durch das erste häusliche Unglück zu Bettlern werden, und dem Dorf zur Last fallen müssen, weil sie nur von der Hand in den Mund arbeiten, und für diesen nichts haben, sobald jene ruht. —

Dieß ist aber einmal in Traubenheim nicht beherziget worden. Das Dorf ist eine Herberge von mehr als dreyßig Bettlerfamilien, deren eine Hälfte durch eigne Schuld, die andere durch schlechte Justiz und Polizey, durch Mangel an Arbeit und Unterstützung im Elende darbt. — Wie ist nun zu helfen? — — Fortjagen? — Das hieße die Raupen vom eignen Kohl wegfangen, und auf des Nachbarn Kraut setzen, oder mit andern Worten: Liederliches Gesindel einem andern Herrn an die Gränze schicken, und Menschen zu Vagabunden machen, die ohne Heimath zehnfach gefährlicher sind, und uns auf dem Rabensteine fluchen würden. — Doppelt unbillig wäre dieß in Hin-

sicht

ſicht auf diejenigen Armen, wider die man nichts einzuwenden hat, als daß ſie arm, und nicht einmal durch eigene Schuld arm ſind. — Die erſtern müſſen wir alſo zu beſſern, und beyde zu nähren ſuchen.

Die wenigen Vorſchläge, die ich dießfalls für jetzt machen kann, ſchränken ſich auf folgende vier Hauptpunkte ein:

1. Müſſen mehrere Erwerbsarten unter den Taglöhnern in Gang gebracht werden; z. B. Korbflechten von verſchiedener Art, Baumzucht, Baum- und Schafwollenſpinnerey, Strumpſtrickerey auf den Verkauf, Handelſchaft und dergleichen mehr, damit nicht alle auf's Taglohn warten.

2. Muß man es dahin zu bringen ſuchen, daß auch die Kinder einen beträchtlichen Antheil zur Erhaltung des Hausweſens beytragen, und nicht, wie es wohl in Traubenheim Mode iſt, müßig herumjaunern.

3. Muß man Vorkehr treffen, daß nicht die Reichen alles Feld verſchlingen, und das halbe Dorf ſich lehnbar machen, daß auch der Mittelmann ein Stückchen Land mehr kaufen, und ſein bischen Feld ergiebiger für ſich und die Seinigen benützen kann.

4. Muß künftig nicht jedem Taugenichts der Schutz ertheilt, dagegen dem Müßiggang, der Verſchwendung und jeder Art Liederlichkeit ernſtlich Einhalt gethan, und der Eifer zum Guten befördert werden.

Vor allem müſſen wir alſo, nach Erforderniß des erſten Punktes, dem Volke Luſt und Muth machen,

chen, neue Nahrungszweige zu ergreifen, und wenn Lust und Muth da sind, auch Gelegenheit schaffen, neue Gewerbe zu lernen und zu treiben. Jetzt schläft das Volk in dumpfer Unempfindlichkeit um so viel unthätiger, je dringender die Noth wird. Der einzige Nahrungszweig außer den gewöhnlichen ist ihm der Bettelstab; und der Bettelstab greift sich nicht mehr so hart und so rauh, wie sonst, seit ihn so viele Dorfsnachbarn glatt geführt haben.

Vor allem will ich versuchen, Väter und Mütter auf neue Gewerbsarten aufmerksam zu machen; aber ich weissage schlechten Erfolg. Jung gebogen, recht gezogen; heißt es auch hier. Besser gelingt es bey der Jugend. Diese muß nicht nur den größten Theil ihres eignen Unterhaltes selbst verdienen lernen, sondern auch den Eltern ein Beyspiel geben, aus neuen Nahrungsquellen zu schöpfen.

Mein Vorschlag ist daher nach Nro. 2, eine besondere Arbeitsschule zu errichten, in welcher die Kinder und erwachsene junge Leute lernen können, was sie treiben sollen; z. B. das Korbflechten, die unzähligen Stumpfweiden in der großen Moorwiese, die man bloß zum Aufbinden der Weinberge gebraucht, wo die schlechtern gut genug wären, könnten ganz allein sechs Korbflechter mit dem Zugehör versorgen. Lassen daher Euer Gnaden einen Mann, der die kleine Kunst verstehet, auf einige Woche hieher kommen; ermuntern Sie einige gescheide Jungen des Dorfes, von ihm zu lernen, geben Sie dem, der die beste Arbeit liefert, ein kleines Geschenk, oder

seyn

seyn Sie der erste Käufer seiner Waaren, und es wird sicher gelingen. Bey der Nähe des Mayns, auf dem man die Körbe um wohlfeilen Preis weit und breit hinführen kann, fehlt es an Gelegenheit zum Verkauf im Großen gewiß nicht, und im Kleinen ist der Vertrieb ohne dieß leicht.

Noch wichtiger scheint mir das Wollenspinnen und Strumpfstricken. Es sind Häuser und Hütten armer Leute im Dorfe, wo niemand einen tauglichen Strumpf zur Welt bringt; wo man das Geld dafür ausgiebt, statt daß man dadurch etwas verdienen sollte. Segen würden sich daher Euer Gnaden erwerben, wenn Sie ein Gesindezimmer des Schlosses zu einer eigenen Arbeitsstube verwilligen, und ein kleines Gehalt für eine Lehrerinn aussetzen wollten. Der kleine Daransatz kömmt reichlich wieder, wenn das Dorf nur um ein wenig verbessert wird. Das Reichermachen der Unterthanen ist überhaupts das einzige sichere Mittel, den Gutsherrn dauerhaft zu bereichern. Eine eigene Lehrmeisterinn, wozu sich Lieberichs Ricke nicht übel schicken würde, könnte sowohl Mädchen als Knaben im Gutspinnen und Stricken unterrichten, zugleich die fähigern Mädchen etwas nähen oder auch Baumwolle spinnen lehren. So oft eine Parthie Kinder ihre Schullektion vollendet hätte, würde sie in die Arbeitsschule geschickt, um anstatt der Narrentheidungen, die sie in der Schule treiben, unter guter Aufsicht etwas Nützliches lernen; zugleich erhielten auch alle, die nicht mehr zur Schule gehen, Erlaubniß, in der Arbeitsschule zu erscheinen.

Dieß

Dieß aber dürfte nicht erzwungen werden; Niemand muß müssen! Es würde Nachtheil für den Feldbau seyn, der doch immer der wichtigste Nahrungszweig des Dorfes ist, wenn der größte Theil der Einwohner die schwerern Bauersgeschäfte verlassen, und die leichtern Handarbeiten ergreifen wollte. Gut ist's also, wenn sich der größere Haufe dem Landbaue ganz allein widmet, und nur der geringere Theil, der bey der gegenwärtigen Dorfsverfassung ganz überflüßig ist, an den sitzenden Beschäftigungen Geschmack findet.

Aber woher Wolle zum Spinnen und Stricken, wenn die Kinder diese Materialien nicht selbst mitbringen können? — Die herrschaftliche Schäferey wird derer genug liefern. Wer also mit leerer Hand kömmt, spinnt und strickt Wolle aus der Mayerey. Jemand im Dorfe lernt sie gehörig färben, walken, und gar zubereiten, und übernimmt sogleich den Verkauf. Was dann nach Abzug der Wolle und der Zubereitungskosten am Gelde noch vorräthig ist, bekommen die Kinder für ihre Arbeit. Der kleine Gewinn reizt Eltern und Kinder, und wird in kurzer Zeit eine beträchtliche Summe betragen.

Zur Baumzucht könnte wohl ein eignes Stück Land von der Summe angewiesen und verzaunt werden. Gottfried ist erböthig, mit Beyhilfe der Schulkinder eine Baumschule darinn anzulegen, und unentgeldlich im Pfropfen, Okuliren, Beschneiden Unterricht zu geben, so oft er in schicklichen Jahrszeiten nach Traubenheim kömmt.

Um

Um das Dorf her sind eine Menge Rangen und öde Schaftriften, die sich, ohne Nachtheil der Schäferey, sehr gut für Bäume benützen lassen. Da alle diese Plätze herrschaftliches Gut sind, so habe ich schon vor 30 Jahren zum Besten der gnädigen Herrschaft Versuche gemacht, die aber wegen des Viehes, das Jahr aus Jahr ein dahin getrieben wird, und die jungen Bäume beschädigt, mißlungen sind. Von 50 Bäumen sind kaum 4 verschont geblieben. Wenn es aber Euer Gnaden gefallen sollte, die Plätze, zum Besten des Dorfs, abstecken zu lassen, und diese dann nach dem Loose unter die sämmtlichen haussäßigen Einwohner zu vertheilen, so würden sich die Ortsleute beeifern, Bäume darauf zu pflanzen, und bey der Viehhut möglichst zu schonen, weil sie nun ihr Eigenthum sind; denn leider! ist der eigene Vortheil noch immer die einzige Triebfeder, durch die das Volk in Bewegung gesetzt wird. Drey tausend Bäume könnten auf diese Weise ganz allein auf öden Plätzen der Flur stehen, und mit der Zeit jährlich eben so viele Gulden abwerfen. Nicht zu gedenken, daß schon jetzt dadurch viel gewonnen wird, indem diese Anstalt den Geist der Thätigkeit, vorzüglich unter der Jugend, aufregt.

Anlangend den dritten Punkt meiner Vorschläge: so bin ich der Meynung, daß man dem Bauersmanne eine gewisse Morgenzahl der Aecker festsetzen, und nicht erlauben sollte, daß einer, dessen Fruchtfeld sich ohnehin schon auf die bestimmte Summe beläuft, immer noch mehr ankaufe. Die Leute würden

dadurch nicht nur vor dem Schaden bewahrt, den eine zu große Wirthschaft gewöhnlich bringt, sondern auch zugleich angetrieben, mehr auf Verbesserung, als auf Vermehrung ihrer Felder zu sehen. Nächstdem könnte auch der Mittelmann eher zu einem guten Stückchen Land gelangen, an welchen bisher nur die schlechtesten Aecker, denen er weder durch den Dünger, noch durch den Pflug abhelfen konnte, gekommen sind, weil der reichere Theil alles an sich gerissen hat.

Ingleichen müßte man jedem erlauben, das Feld nach eigenem Gefallen zu benützen; auf den flachen Stellen, wo bisher Wein wuchs, Getreid zu bauen, und Brachäcker zu irgend einer Fruchtart zu verwenden. Zu dem Ende müßte besonders der herrschaftliche Schäfer angewiesen werden, alles bebauten Feldes zu schonen. Meiner geringen Einsicht nach ist nur das im eigentlichsten Verstande Brachfeld, auf welchem nichts gebaut wird, und nur auf ein solches kann mit gutem Gewissen getrieben werden.

Zum vierten muß Markfens liederliche Winkelschenke unverzüglich aufgehoben, und dadurch eine Hauptverführung zum liederlichen Leben weggeräumt werden. Uiberhaupt muß das Polizeyamt von nun an mit gedoppelter Aufsicht wachen, und ich zweifle nicht, daß die Vorkehrungen, welche man bey meiner vorigen Amtsführung angewendet hat, gegen liederliche Haushälter auch jetzt wieder ihre guten Dienste thun werden.

Das

Das ist aber allein nicht genug, auch auf einer andern Seite muß man das Volk vor dem Verderben schützen; z. B. Getreid von dem herrschaftlichen Boden um landläufigen Preis auf halbjährige Borg abreichen, und, wenn die Umstände der herrschaftlichen Kasse sich wieder erholen, auch ehrlichen Leuten, die zu einem Gewerbe Vorschuß nöthig haben, unter die Arme greifen.

Wie sonst noch einem oder dem andern geholfen werden könne, müssen die Umstände sowohl von Seiten der Herrschaft, als der Unterthanen lehren. Uiberhaupt aber und vornehmlich müssen wir alles anwenden, das Volk innerlich zu bessern. Ohne innerliche Besserung wird der Mensch, im Grunde betrachtet, durch Vermehrung des äußerlichen Wohlstandes nicht glücklicher, vielleicht nur gereizt zu schändlichen Thaten, von denen ihn Mangel und Dürftigkeit zurück gehalten haben.

Schlüßlich würde es nicht undienlich seyn, wenn das Volk von der Kanzel auf eine schickliche Weise auch aus christlichen Beweggründen zur Betriebsamkeit ermuntert, und auf die Wohlthätigkeit der herrschaftlichen Verordnungen aufmerksam gemacht würde. Herr Pfarrer Heilmann ist dazu vom ganzen Herzen erböthig, und hat selbst den ersten Vorschlag gethan.

Alles der gnädigen Beurtheilung Euer Hochfreyherrl. Gnaden unterwerfend. Traubenheim, den 27 Juny 1720.

Konrad August Wulfing,

Verwalter.

Viertes Kapitel.

Berg und Thal kommen nicht zusamm; aber die Leute.

Indeß war ein Brief von Wulfing bey seinem Firmpathen in Streitberg eingelaufen. Der Brief enthielt nur folgendes:

Nach Empfang dieses Schreibens, lieber Konrad! mache dich mit Erlaubniß deines ehrwürdigen Prinzipals ohne Verzug auf den Weg nach Traubenheim, wo du mich finden, und den Endzweck deiner Reise mündlich hören wirst.

Konrad hatte sich über dem Brief gewaltig die Stirne zerbrochen, und den Namen Traubenheim wohl zehnmal gelesen. — Wie kömmt Wulfing wieder nach Traubenheim? sagt er zu sich selbst. Was soll ich da thun? und warum giebt er mir nicht einmal einen Wink vom Vorhaben? Er zeigte das Schreiben seinem Prinzipal, der eben so wenig daraus klug werden konnte. Gleichwohl wurde der Entschluß gefaßt, blindlings zu folgen, und schon am andern Morgen war Konrad auf der Reise. Den ganzen Weg über schlug ihm das Herz vor Erwartung. In Erlang wehte nach seinem Gefühle schon mildere Luft, weil es seine vaterländische war. Gerne hätte er seine Wanderschaft noch etliche Stunden weiter getrieben, um früher sein liebes Traubenheim zu erreichen; aber unmöglich; müde vom gestreckten Marsch nimmt er Quartier im ersten Gasthofe.

Ein

Ein dicker, wanstiger Bauch pflegte sich eben im Lehnstuhle am Ofen, und war so fest in die Armenlehnen geklemmt, daß er sich auf Redlichs Gruß nicht einmal die Mühe gab, aus seiner Stelle zu rücken. Zur höchsten Noth lupft er ein wenig die Mütze, und schnarcht: Sein Diener, mein Herr! Die Art und Weise, wie sich die drey Zentner Menschenfleisch im Armstuhle gebährdeten, die schnarchende Sprache, das Röcheln bey jedem Athemzuge, vor allem aber ein Paar Triefaugen, in einer rothen Einfassung, oberhalb einer kupferigen Nase, hatten so sehr die Aufmerksamkeit unsers Redlichs gefesselt, daß er unermüdet war, die Maschine besser in Gang zu bringen; aber umsonst. —

Zufällig nahm er endlich ein Kartenspiel in die Hand, das vor ihm lag. Spielt er in der Karte? fieng auf einmal der dicke Mann im Lehnstuhle an. — So ein wenig, sagt Redlich. — Kann er auch trischaken? — Nein! — Kann er schmieren? — Nein! — Das Schmieren ist mir verhaßt! — Kann er sticheln? Ja! — Bey diesem Jaworte hob sich der Speckbauch im krachenden Sessel empor; — sank aber gleich in die vorige Lage zurück, als Redlich hinzusetzte: Nur nicht mit der Karte. —

Mittlerweile hatte sich doch ein Gespräch angesponnen, und der dicke Mann, welcher den Spaß nicht übel aufnahm, beliebte nun sich weiter zu entdecken.

Redlich. Sie sind also nicht von hier?

Der dicke Mann. Nein!

Redlich. Also wohl in Geschäften?

Der dicke Mann. Und zwar in fatalen Geschäften.

Redlich. Desto besser wird der Erfolg seyn.

Der dicke Mann. Daß Gott erbarm! da läßt sich's vom Erfolg sagen!

Redlich. Warum nicht?

Der dicke Mann. (verdrüßlich) Herr! wenn man sich 12 ganzer Jahre als Amtmann geackert und um die Welt, ohne Ruhm zu melden, verdient gemacht hat, dann möcht einer die Pestilenz bekommen, wenn man in seinen alten Tagen um eine Thorschreiberey sollizitiren muß.

Redlich. Freylich ein ziemlicher Absprung, und für einen so wohlbeleibten Mann kein ruhiger Posten. Aber darf ich fragen, wo man einem Menschen, der sich so geackert hat, und zu Gunsten der Menschheit geplagt hat, zum Lohne den Abschied giebt?

Der dicke Mann. (lautschreyend) Wo? fragt er mich? Nirgends in der Welt, als zu Traubenheim in Franken, wo ein dummer Jagdjunker seine Amtsleute wie Sauen hetzt.

Redlich. (der sich auf einmal wieder der Figur erinnert, erschrocken und außer Faßung) Wie? zu Traubenheim belieben Sie zu sagen? . . . Hat denn . . . oder . . . ist schon . . . ist es schon lange?

Der dicke Mann. Beyläufig acht Wochen.

Redlich. Und Ihr Name, wenn ich fragen darf?

Der

Der dicke Mann. Mein Name ist so wenig ein Geheimniß, als mein Schicksal — ich heiße Schlacker — Benedikt Blasius Schlacker.

Redlich. (sich verstellend) Und kommen geraden Wegs — von — wie heißt der Ort?

Schlacker. Traubenheim!

Redlich. Von Traubenheim?

Schlacker. (schreyt wie besessen) Nein! von Bamberg, — wo ich bey meinem Schurken Schutz gesucht habe, der mich ins Elend gestürzt hat — der mich nicht einmal vor sich gelassen — der mir auf ein Empfehlungsschreiben, das ich sogar von der Hand des Jagdjunkers mitbrachte, nicht einmal das Haus öffnen ließ; — wo mich mein Weib, ein gottloses Stück Haut und Knochen, böslich verlassen hat. — Kurz, Herr! wie's mir ergangen ist, darf ich nur Gott klagen!

Redlich. Sie sind wirklich zu bedauern; aber Ihr Weib mag eben der größte Verlurst nicht seyn?

Schlacker. Verlurst? — ein Glück für mich! aber so lernt man Menschen kennen. — Zwölf glücklicher Jahre hab ich mich mit der Hure geschleppt, und im Elende verläßt sie mich!

Redlich. Und wo hält sie sich nun auf?

Schlacker. Wo? Bey dem nämlichen Schlingel, der mich ins Elend gestürzt hat.

Redlich. Und wer ist der?

Schlacker. Der verrufene Kammerjunker von Schleich, der Hungerleider, der Ehrendieb, der Schuldenmacher, der Ehebrecher. . .

Nach einer langen Lytaney von Scheltworten hob endlich Schlacker an, die Gewaltthätigkeiten alle nach der Reihe zu erzählen, die er erlitten haben wollte. Konrad zog die Maschine durch hundert Fragen beständig auf, so, daß er nach und nach die ganze Lage der Sachen erfuhr, die ihm Wulfing verschwiegen hatte. Schlacker sprach in allem seinen eigenen Glimpf. Heinrich und Wulfing waren Bösewichte und Tyrannen. Moritz von Schleich aber noch siebenmal ärger, als sie. Gleiche Ehre widerfuhr dem Vikarius Rohling, nur auf den verstorbenen Pfarrer Ehrlich, auf welchem Konrad vorzüglich das Gespräch leitete, war er einigermassen gut zu sprechen, unserm Konrad aber fielen, so sehr er sich verbarg, die hellen Thränen über die Backen.

Tags darauf erhielt Schlacker abschlägigen Bescheid in Betreff der Thorschreiberey; machte noch hie und da Versuch unterzukommen; aber immer vergeblich; in lutherischen Orten erboth er sich sogar, gegen billige Vergeltung den lutherischen Glauben anzunehmen; aber sein Anblick war eine Warnung. Mit einem Almosen entlassen schlug er den letzten Weg ein, der ihm übrig blieb; er fieng an zu — betteln. In einem eigenhändigen Briefe trug er sein Schicksal de- und wehmüthig vor, versoff sein Almosen im Branntwein, und starb nach 5 Jahren im Hirtenhaus eines schwäbischen Dörfchens, halbnackend und voll Ungeziefer im Elende.

Petronella, seine treulose Rippe, sah diesen traurigen Tag nicht. Sie starb, noch ehe sie zur

Witt-

Wittwe wurde. Moritz von Schleich war eben bey ihrer Ankunft mit den schrecklichen Folgen seiner Ausschweifungen behaftet. Eine Krankheit von der Art schloß zu der Zeit noch von der ganzen menschlichen Gesellschaft aus, und niemand wagte es, des unglücklichen Wohllüstlings zu pflegen. Petronella, von Noth gedrungen, und durch alte Liebe gezogen, übernahm das Geschäft, verließ ihren brodlosen Schlacker, und tröstete sich mit den Versprechungen des Junkers. Dieser aber war aller Schmerzen ohngeachtet noch nicht von seiner lasterhaften Neigung entwöhnt, und so theilte sich das verzehrende Gift, das an seinem Körper fraß, auch dem ihrigen mit. — Moritz erholte sich wieder, so weit sich ein entnervter Wohllüstling erholen kann. Petronella hingegen sank ins Elend danieder. Moritz floh ihren Anblick; sein Leichtsinn, seine zerritteten, häuslichen Umstände machten, daß die Kranke nur elende Verpflegung, und einen Stümper zum Arzt erhielt. Sie starb endlich nach einer halbjährigen Verwesung, in Umständen, von denen die Menschheit zurück bebt.

Fünftes Kapitel.

Konrad kömmt wirklich nach Traubenheim, und eine Arbeitsschule auch.

Mit klopfendem Herzen erblickte Konrad sein liebes Dörfchen von ferne. Jeder Zaun, jeder Baum schien ihm ein alter Bekannter, und jeder Bach oder Hügel ein Zeug seiner jugendlichen Spiele. Mehr aber als alles, was er um sich sah, ergötzte ihn die Hoffnung, seinem treuherzigen Pathen und dem ehrlichen Lieberich nach so langer Trennung wieder in die Arme zu sinken, vielleicht auch den jungen gnädigen Herrn, mit dem er die ersten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte, noch anzutreffen. Im Geiste both er schon den Dorfsbewohnern die Hand, und hörte den Zuruf: Willkommen, Herr Konrad! Willkommen! Wie hat er gelebt? Wo kömmt er her, und was macht er gut's? — Aber wehmüthige Gefühle mischten sich in seine fröhlichen Träume, als er näher zum Dorf kam, und den Kirchhof erblickte, in welchem seine Mutter und sein frommer, geistlicher Herr Vetter den langen Todesschlaf schlummerten. Die unbesiegliche Tugend seines Herrn Vetters, Pfarrer Ehrlichs, und die letzten Leiden desselben; der schauerliche Anblick, wie der Kranke dasaß in drückender Armuth, und seiner Auflösung harrte; der Segen, den ihm der Sterbende ertheilte, und Liebérichs Abschied: Wir sind wohl arm; aber wir werden doch viel Gu-

tes

tes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun. Kurz, alle Leiden und Freuden seines ehemaligen Wohnhauses und seiner frühen Jugend erneuten sich in ihm mit solcher Lebhaftigkeit, daß er das Sacktuch vor's Gesicht hielt, und bitterlich weinte. Heiliger Schauer überfiel ihn, als er an der Ecke des Kirchhofs stand. Er gieng an die Mauröffnung, und sah hinein auf die Stätte, wo sein frommer Herr Vetter und an dessen Seite seine liebe Mutter schlief. Zu seiner Verwunderung fand er beyde Gräber mit Blumen besetzt, durch welche Lieberich alle Jahre das Andenken dieser redlichen Menschen erneuerte. Noch einmal weint er sich satt, und geht dann ins Dörfchen.

Gleich beym Eintritt begegnet ihm Niklas. — Konrad kennt ihn noch, und unbeschreiblich ist die Freude, mit der ihn Niklas bewillkommt. Nun aber, lieber, lieber Herr Konrad! komm er gleich mit zu meinem Schwager! wie dem das Herz lachen wird, ihn wieder zu sehen! Weiß er doch, daß wir ihn nun nicht mehr fortlassen? daß er, im Vertrauen gesagt — unser Herr Beamte werden soll? — —

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie beyde zu Lieberich. Mit väterlichen Küssen umarmt dieser den freudetrunknen Jüngling, und Weib und Kinder versammeln sich, und bewillkommen ihn mit einem herzlichen Händedruck.

Noch rührender aber ist der Empfang bey seinem Herrn Pathen Wulfing. — Nach dem ersten Erguß der Wiedersehungsfreuden, die sich leichter empfin-

den

den, als beschreiben lassen, fangen beyde an, sich wechselseitig ihr Schicksal zu erzählen. Das Deinige, sagt Wulfing, soll hoffentlich nun bald entschieden seyn, lieber Konrad! Wir erwarten täglich unsern gnädigen Herrn, und er wird die Gnade für mich haben, dich mir beyzusetzen. Ich weiß, du machst mir den Abend meines Lebens nicht trübe. — So heiter als möglich! ruft Konrad, und sinkt seinem Pathen mit einigem Gefühle des Dankes in die Arme.

Schon am Abend trifft Heinrich mit seinem Reihnhard nach einer achtwöchigen Abwesenheit in Traubenheim wieder ein. Wulfing, Heilmann und Redlich werden zu Tische geladen. Letzterer ist ganz begeistert von der gnädigen Aufnahme. Heinrich erinnert ihn an allerley kleine Freuden, die sie als Kinder mit einander getheilt hätten; läßt sich von ihm selbst die Geschichte seiner Wanderung nach Streitberg, des erlittenen Diebstahls, seiner Aufnahme im Streitberger Amthause und der unvermutheten Zusammenkunft mit dem Thorschreiber Schlacker erzählen; aber mit keiner Sylbe gedenkt er der Versorgung des jungen Redlichs, welcher immer nicht weiß, ob er selbst sein Anliegen eröffnen, oder ob er es seinem Pathen überlassen soll. — Am Schluße des Abendessens reicht Gottfried Obst und Gebackenes herum; nur unsern Konrad übergeht er, wie aus Uibersicht. Indem zieht Heinrich einen Brief aus der Tasche, legt ihn auf einen Teller, und reicht ihn dem jungen Redlich hin: Hier, lieber Freund! sagte er, nehmen Sie einen Nachtisch aus meiner Hand, weil Gottfried so

un-

nnartig war, Sie zu umgehen. Konrad ahndet den Inhalt; eröffnet zitternd das Schreiben, und wirklich war es ein Dekret auf den Traubenheimer-Beamtendienst. — O gnädiger Herr! ruft Redlich mit Entzücken aus, für was soll ich zuerst danken? Für das Amt, oder für die Art und Weise, wie ich es erhalte? Sie sind meinen Bitten zuvor gekommen; könnt' ich es künftig eben so bey all Ihren Wünschen thun! — Seyn Sie mein Freund, erwiedert Heinrich, indem er ihn umarmt, wie es Ihr Pathe meinem Vater war! Das ist der Inbegriff meiner Wünsche. — Die ganze Gesellschaft überhäuft den entzückten Redlich mit Glückwünschen, und gleich am folgenden Tage wird er der Gemeinde als Wulfings Amtsgehilf feyerlich vorgestellt. Er reiset zurück nach Streitberg; dankt seinem Wohlthäter und seiner Wohlthäterinn unter kindlichen Thränen, und kömmt bald darauf wieder mit seinen Habseligkeiten in Traubenheim an.

Indeß hat Wulfing die Theilung des jährlichen Soldes überlegt; den grössern Theil seinem Pathen, den kleinern sich selbst bestimmt. Redlich aber will nur ein kleines Jahrgehalt von Wulfing, er will bey ihm zu Tische gehen, und ihm dafür die ganze Besoldung überlassen. Nach vielen wechselseitigen Einwendungen läßt endlich Wulfing sich den uneigennützigen Vorschlag gefallen. Gut, lieber Konrad! sagt er, ich gebe für jetzt nach. Du bist mein Tischgenosse, so lang es dir gefällt; aber nach meinem Vorschlage muß es gehalten werden, so bald du deine

Wirthschaft verändern willst. So geschieht es, und die Folge wird lehren, daß die zuvor kommenden Gefälligkeiten dieser Männer keine Wirkung der ersten Aufwallung, sondern der reinsten Tugend waren.

Ich komme nun auf Wulfings Vorschläge zurück, die wir aus dem dritten Kapitel schon kennen.

Gleich am Tage nach Heinrichs Ankunft übergab er sie zur Genehmigung. Der gnädige Herr war mit allem zufrieden, und beklagte nur, daß ihm seine gegenwärtigen Umstände nicht erlaubten, mehr zu thun.

Den Anfang der Erfüllung machte er nun mit Aufkündigung der Marksischen Heckenwirthschaft und mit Einrichtung einer besondern Arbeitsschule, zu der er ein geräumiges Zimmer im Schloße, vier Klaftern Brennholz und 25 fl. Jahresgehalt für die Lehrerinn bestimmte: zugleich aber versprach, die Kinder, welche nicht selbst Zuthaten zur Arbeit mitbringen würden, nach Wulfings Vorschlage mit Wolle zu versehen.

Lieberichs Ricke wurde als Lehrerinn bestellt, und Heilmann, der Herr Pfarrer, wurde ersucht, über Zweck und Einrichtung der neuen Arbeitsschule eine Rede ans Volk zu halten.

Er redete über den Text: Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen. —

Er zeigte, daß man, um diesen Rath ganz zu befolgen, vor allem bey der Jugend anfangen, und

1. überhaupt zum Fleiß,
2. zur Geschicklichkeit und Ordnung in mancherley Arbeiten, und
3. zur guten und löblichen Anwendung des Erworbenen frühzeitig gewöhnen müsse.

Die Geschäftigkeit, sagte er, ist fast allen angebohren; denn der Mensch ist zur Arbeit gebohren. Vom frühen Morgen an bis in die Nacht machen sich daher die Kinder etwas zu thun. Wird ihre Geschäftigkeit aber nicht zum Guten und Nützlichen gelenkt, so treiben sie unnütze oder gar schädliche Dinge, oder gewöhnen sich, was noch ärger ist, zum Müßiggang. Wirklich, liebe Traubenheimer! fuhr er fort, wirklich scheint mir unser Dorf in dem Stücke nicht am besten bestellt zu seyn. Ich sehe Kinder auf der Gasse müßig herumziehen, die wirklich schon mit ihren Händen etwas Gutes schaffen könnten. Andere werden zum Fleiß zwar angehalten; aber nur allein zu Feldarbeiten, und doch giebt es der häuslichen Arbeiten so viele, die eben so nöthig, oft noch einträglicher und zuweilen die einzigen sind, mit denen man etwas verdienen kann. Es giebt Zeiten, da man in Aeckern und Weinbergen nicht zu thun hat, und seine müßige Zeit mit etwas Nützlichem ausfüllen sollte. Bey den allermeisten Einwohnern unsers Orts thut es auch Noth. Wie sehr fallen dem Armen bey der schlechten Nahrung die müßigen Kinder zur Last! Wie schön wäre es, wenn diese etwas Nützliches arbeiten lernten, und auch einen Theil zur Erhaltung des Hauswesens beytrügen, und wie herzlich wäre es zu wünschen,

daß wir eine einige Schule hätten, in welcher die Kinder unentgeldlich im Kartätschen, Spinnen, Stricken, Nähen, Klöpfeln und dergleichen Dingen so gut unterrichtet würden, daß sie nicht nur für ihr eignes Haus, sondern auch für den Verkauf arbeiten könnten.

Selbst für Knaben wäre es keineswegs schimpflich, wenn sie die nämlichen Arbeiten lernten, um nicht in langen Winterabenden auf der faulen Bank liegen zu müssen, während alle Weibsleute des Hauses bey der gemeinschaftlichen Lampe beschäftigt sind. Doch, es giebt noch andere Handthierungen, die besonders für Mannsleute sich schicken, und es wird ein Leichtes seyn, dergleichen in Menge zu ersinnen. — Laßt jedes Kind, das einmal anfängt zu arbeiten, nur zwey Dreyer des Tags verdienen: wie wohl müßte der Beytrag armen Eltern thun! und wohlhabendere, die des Beytrages nicht bedärfen, könnten die Kinder ihre Dreyer in einen Spartopf zusammlegen, und dann gut anwenden lassen. So würden die Kinder mit dem Gelde frühzeitiger wirthschaften, und einsehen lernen, daß ein Gütchen leichter durchgebracht, als erworben ist. Und seht, liebe Zuhörer! schloß er endlich, solch eine wünschenswürdige Anstalt hat unser lieber gnädiger Herr aus eignen Mitteln gemacht! Ein Zimmer im Schloße, nothdürftiges Brennholz und ein Sold für die Lehrerinn, die eure Kinder ganz unentgeldlich unterrichten, euch eine Last vom Halse nehmen, und durch den kleinen Verdienst eurer Kinder euch die ganze Wirthschaft erleich-

leichtern soll, stehen schon bereit! — Auf euch geruht es nun, ob ihr von dieser herrlichen Einrichtung Gebrauch machen wollt, oder nicht!

So sagte Heilmann, und beschrieb dann die ganze Einrichtung der Schule; zeigte, daß dadurch der Kinderunterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, und auch im Christenthume gar nicht verkürzt werden solle, weil man die Kinder nur dann, wenn sie nach geendigten Schullektionen müßig daſäſſen, und gewöhnlich Böses trieben, nach der Arbeitsschule schicken, und auch da während der Arbeit mit nützlichen Gesprächen unterhalten würde.

Der Vortrag leuchtete vielen gar sehr ein. Nur wenige, die sich für witzig hielten, spöttelten darüber, daß der Pfarrer auf der allerheiligsten Kanzel vom Kartätschen, Wollspinnen und Strumpfstricken sprach. Einige Frömmler klagten, daß man heut zu Tage auf Geschicklichkeit mehr halte, als auf Gottes Wort; andere, die selbst nichts gelernt hatten, fürchteten, ihre Kinder möchten geschickter als sie werden; Ein Paar, die in ihre Kinder vernarrt waren, glaubten aus Affenliebe, daß die armen Närrchen zu sehr möchten angegriffen werden; noch andere meynten, man solle es lieber beym Alten lassen, und nichts Neues anfangen, ob sie schon nicht eigentlich wußten, warum ihnen die Neuerung mißfiel. Die meisten waren indeß mit dem Vorschlag zufrieden, und die Unzufriedenen wagten unter solchen Umständen keinen Widerspruch.

Mit großer Freude versammelten sich am bestimmten Tage die Kinder in dem Arbeitszimmer, und Ricke las in aller Augen die Begierde geschickt zu werden; aber eine Schwierigkeit fand sich sogleich, an die man nicht gedacht hatte. Viele von den Kindern hatten nicht einmal ein Spinnrad oder Stricknadeln. Ricke sah sich daher genöthigt, einige vor der Hand nur mit Wollzausen zu beschäftigen; der gnädige Herr aber ließ in aller Eile Aufzugräder, gewöhnliche Spinnräder, Kartätschen und Haspeln verfertigen, Stricknadeln von verschiedener Gattung herbey schaffen, und half dadurch diesem Mangel mit einemmal ab.

Weit größer waren indeß andere Schwierigkeiten, die der guten Sache im Wege standen. Die verwilderten, oder doch nur bey gedankenlosen Geschäften aufer wachsenen Kinder stellten sich unglaublich ungeschickt zur Arbeit. Ricke wußte nicht Rath zu schaffen, weil noch keine von ihren Schülerinnen geschickt genug war, ihr beyzustehen. Die Kinder aber sahen nun erst ein, daß sie sich in ihrer Hoffnung betrogen hatten, lauter Lust und Freude zu finden. Einige weinen, da nicht alles gleich gehen will; andere werden verdrüßlich, und wissen nichts bessers, als die vorigen Zeiten, wo sie noch in Schmutz und Lumpen müßig gehen durften Zu Hause bitten und beteln sie, wollen nicht mehr zur Arbeitsschule, wollen wenigst heute zu Hause bleiben, und unverständige Mütter erlauben einen Feyertag um den andern.

Indeß werden aber doch etliche Kinder mit einigen Paar Strümpfen fertig. Ricke zahlt ihnen gleich ihren Lohn in neuer Münze vom herrschaftlichen Gelde. Mit den blanken Groschen laufen die Kinder nach Hause. Alle ihre Gespielen müssen das schöne Geld auf dem Wege schon sehen; zu Hause kehren sie es wohl tausendmal um, und klappern mit der Sparbüchse, wie Kinder mit der Schlotter. Ihre Liebe zur Arbeit wächst zusehends. Auch die Eltern begreifen allmählig, daß es so besser ist, und halten ihre Kinder fleißiger zur Arbeitsschule an. Verschiedene, zu Hause schon geschickter erzogene Mädchen finden sich immer besser ins Geschirr, und fangen an, auch Hemder zu machen, und allerley zu verfertigen, was man seither nur bey der gelernten Näherinn gesucht hatte. Nun! das ist doch wahr, sagen endlich die Mütter, so was haben wir in unsrer Jugend nicht gelernt! Sie fangen an, auch die Knaben zur Arbeitsschule zu schicken, was sie bisher nicht gethan hatten, weil es da ihrer Meynung nach nur Weiberarbeit gab, und die Schule nahm immer gedeihlichern Fortgang.

Ricke bemühte sich nun auch, die Kinder mehr an Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen. An keinem werden Schmutz und Lumpen geduldet. Ihr zerrissenes Gewand mußten sie unter ihrer Aufsicht flicken. Vor d.r Schloßthüre stand ein mit zwey hölzernen Pfählen festgemachtes Eisen, an welchem die Kinder ihre Schuhe vom Schmutze reinigen mußten, ehe sie hinein giengen. Das Arbeitszimmer wurde

alle vierzehn Tage von den Kindern aufgewachsen; die Räder mußten schön blank, und der Spinnrocken nicht so verzaust seyn. Während der Arbeit schaute Ricke fleißig auf die Hand. War eins der Kinder nicht gewaschen, so mußte es hinausgehen, und sich rein machen. Die Haare mußten gekämmt seyn, und ein Kind, das Ungeziefer mitbrachte, durfte nicht mehr zur Schule, bis es gesäubert war.

So wenig das Anfangs gefallen wollte, so wohl that es in der Folge den Kindern. Sie fiengen an, auch im väterlichen Hause brav aufzuräumen, und Unreinlichkeit war ihnen je mehr und mehr zur Last. Während der Arbeit erzählte Ricke allerley schöne und lehrreiche Geschichten, die sie von ihrem Vater gehört hatte; Pfarrer Heilmann besuchte auch öfters die Arbeitsschule, und lehrte dabey die Kinder in freundschaftlichen Gesprächen. Niemand aber war mehr für die Anstalt eingenommen als Heinrich. Fast immer über den andern Tag besuchte er sie auf etliche Minuten. Die Kinder standen dann alle bescheiden auf, und machten ihm einen freundlichen Knicks. Den fleißigsten und geschicktesten, besonders den Knaben, deren sich immer mehr einfanden, gab er gewöhnlich neue Dreyer, und diese waren stolzer darauf, als des Kaisers Soldaten auf eine Ehrenmünze vom jüngsten Türkenkrieg.

Binnen einem Vierteljahre hatten sie schon aus der herschaftlichen Wolle so viele Strümpfe verfertiget, daß man anfieng, auf den Verkauf zu sinnen, und sonst waren noch verschiedene Hemden und Strümpfe

pfe geliefert, zu denen die Kinder das Zugehör mitgebracht hatten. Drey Mädchen spannen schon Baumwolle für einige Fabricken in der Stadt. Nur Ein Mann fehlte noch, der sich zum Walken, Färben und Verkauf der Strümpfe gebrauchen ließ.

Glücklicher Weise hatte Rulli auf seiner Wanderschaft diese kleine Kunst bey einem Meister gelernt, der sich in müßigen Zeiten damit abgab. Er erboth sich dazu, ließ Einrichtung in seinem Hause machen; die Strümpfe wurden schön zugerichtet, und wenn eine Parthie beysammen war, lief sein Sohn Peter, der auch nach seines Vaters Tod das Geschäft noch forttrieb, damit hausiren oder auf den Markt, und das Erlöste bezahlte nicht nur die Wolle und das Verdienst der Kinder, sondern auch die Mühe des Maurers.

Indeßen hatte man auch die Weiden auf der grossen Moorwiese geschnitten. Ein Korbflechter wurde vom gnädigen Herrn auf ein ganzes Vierteljahr gedingt; der versah nicht nur das Schloß und die Meyerey mit überflüßiger Arbeit, sondern unterrichtete auch verschiedene junge Pursche des Dorfes. Sie flochten bald allerley Körbe von Weiden und Stroh, mit denen sie Anfangs ihre Häuser und die Nachbarschaft, und in der Folge ganze Gegenden versorgten, denen sie ihre Arbeiten auf den Mayn zuführen liessen. Ihre feinsten Weidenkörbchen bekommen immer weitern Verschleiß, und werden seit vielen Jahren sogar bis Hamburg geliefert.

Unter Gottfrieds Anweisung gieng auch die Baumzucht gut von statten, zu welcher die Gemeinde ein an das Dorf gränzendes Waasenstück eingeräumt und mit einer Pflaumenhecke eingezäunt hatte. Nach etlichen Jahren ließ Heinrich die öden Plätze der Flur abstecken, und unter der Bedingung verloosen, daß jeder seinen ihm zufallenden Theil mit Bäumen besetze. Zu dem Ende wurden die größten Stämmchen aus der Baumschule vertheilt, zu welchen die Knaben aus dem Gemeinwald noch Wildstämme gruben, und damit alles besetzten. Da diese Bäumchen nun ihr Eigenthum waren: so gaben sie beym Viehhüten fleißig darauf Acht, was sie zuvor nie gethan hatten, pfropften auf die wilden Stämme gutes Obst aus dem Schloßgarten, und als die Bäume tragbar wurden, warfen sie alljährig einen großen Profit für das Dorf ab. Gegenwärtig verkauft Traubenheim nach dem geringsten Anschlag ein Jahr ins andere für 2000 fl. Obst. Der Handel mit Zwetschken und Kirschen beträgt in guten Jahren allein so viel, und doch behält Jedermann einen Uiberfluß für seine Haushaltung.

Die Freyheit, auch in der Brache zu bauen, trug nicht weniger zur Aufnahme des Dorfes bey, und weil denen, die schon zwanzig Morgen in einer Flur hatten, streng verbothen war, noch mehr Land zu kaufen, so kamen auch die Aermern zu manchem guten Stück Acker. Die Viehzucht wurde stärker getrieben als vorher, und der vermehrte Dünger besserte auch die übrigen Felder. Schon im Jahre 1760 war der

Klee-

Kleebau in Traubenheim so stark, als er nun nach 30 Jahren irgendwo gefunden wird.

Kurz zuvor, ehe Heinrich das neue Hegrecht einführte (1618), kamen in Traubenheim die Kartoffeln empor, die Wilhelm Rode aus dem Vogtlande, wohin er eine Fracht übernommen, mitgebracht hatte. Diese nahmen nun mit Gewalt überhand. Pfarrer Heilmann sah die Einführung dieser Frucht mit Recht für so wichtig an, daß er im Sterbregister vom Jahre 1725, als er Wilhelms Tod einzeichnete, wegen dieses Umstandes gar viel zum Lobe des Verstorbenen sagte, so wie man überhaupt darinn in einem besondern Register angemerkt findet, wann und von wem etwas Nützliches zu Traubenheim in Gang gebracht worden ist. Niklas säete z. B. den ersten Monatsklee 1729; und Fritz führte zuerst 1730 den ersten türkischen Klee oder die Esparzette auf den sogenannten kahlen Hügel ein, (der über eine halbe Stunde vom Dorfe liegt,) wo bis dahin oft mehrere Morgen an einander lagen, weil der Ertrag den Daransatz und die Mühe nicht lohnte.

Durch diese Anstalten kam das Volk in wenig Jahren sichtbar empor, und heute noch ist Traubenheim der nahrhafteste Ort im Umkreise. Noch heute liefert es alljährlich eine Menge Körbe, Strümpfe ꝛc., die Baumwollspinnerey beschäftigt mehr als zwanzig Hände, die Baumzucht steht im besten Zustande, der Kleebau blüht schon bey 30 Jahre, und wird immer geschickter getrieben, eine Menge Mastvieh geht alle Jahre über die Gränze, nur der Weinbau

bau allein kömmt seit 15 Jahren etwas in Verfall, weil ihn das Volk für weniger einträglich hält, und daher fast alle flachliegende Weingärten in Frucht- und Kleefelder verwandelt.

Sechstes Kapitel.

Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

Man würde dem damals verwilderten Traubenheim indeß zu viel Ehre erzeigen, wenn man glaubte, daß die neuen Einrichtungen sonst keine Schwierigkeiten gefunden hätten, als die, welche das vorige Kapitel erzählt. Obgleich niemand zur Arbeitsschule gezwungen wurde: so fielen doch tausend ungewaschne Reden. An der Schloßthüre fand man sogar eines Morgens einen Zettel mit folgenden boshaften Reimen:

Allhier ist die verkehrte Welt,
wo man Knaben zum Stricken bestellt,
eine Jungfer zum Schulmeister macht,
und ein Paar Strümpfe höher acht't,
als Gottes Wort und Seligkeit,
und dennoch aber baarfuß geht.

Im Schloß die Schul ist aufgeschlagen,
aber nicht der Jugend wegen,

son-

sondern mit gar klugem Sinn
Für den Junker und die Schulmeisterinn.

Bey der Verloosung der Baumplätze murrte das große Gesindel, daß auch der Beamte, der Pfarrer, der Schulmeister einen Theil bekamen, und dem letztern wurden in Einer Nacht zwanzig junge Bäume niedergehauen. Veit, Herrmanns jüngster Sohn, ein übelgezogener Pursche, wurde als der Thäter entdeckt; bekam öffentlich Prügel, und mußte mit zwanzig Gulden den Schaden bezahlen.

Gegen die Ackerbeschränkung wurden tausend Einwendungen gemacht. — Wer weiß indeß nicht, daß die bösen Kinder schreyen, wenn man sie wäscht; aber desto herzlicher lachen, wenn sie gewaschen sind. — So gieng es auch hier. Niemand aber trug mehr zur Dämpfung des Schwindelgeistes bey, als Fritz Rudiger, der neue Dorfsschulze. Dreist und schnell entschlossen gieng er jedem zu Leibe, der sich unterstand, in seiner Gegenwart ein nachtheiliges Wort gegen die neuen Verordnungen zu sagen. Laß uns zum gnädigen Herrn gehen, und von der Sache reden, weil du so viel Muth hast! sprach er, wenn im Wirthshause einer sein Maul aufthat. — Mit einigen klugen Nachbarn, unter denen sich Niklas, Rulli, Wilhelm und Romel, lauter bejahrte Leute und mehrere von den jüngern Einwohnern auszeichneten, nahm er über dieß noch Abrede, daß sie bey jeder Gelegenheit die gute Sache vertheidigen, und besonders ihre Verwandten dafür einnehmen wollten.

Das

Das gute Beyspiel und die Uiberredung dieser Männer wirkte sichtbar, und zuverläßig würden die Anstalten, Trotz der Gegenwart des gnädigen Herrn, weniger von statten gegangen seyn, hätten diese braven Leute zur guten Sache geschwiegen, und wie die meisten ihres Gleichen es dem Schicksale überlassen, ob das Werk gehen, oder fallen soll.

Gleichwohl waren sie nicht im Stande, jeder Thorheit des Pöbels zu steuern. Gewöhnlich ergießt sich der Volkseifer über den unschuldigsten Theil; so gieng es auch hier, und die Zielscheibe, nach der fast alle Pfeile flogen, war dießmal der unschuldige Pfarrer. Verschiedenemale hatte er schon über die neuen Einrichtungen gepredigt. Obgleich die Predigten den Starrköpfen und Rechtskrämmern nicht so ganz gefielen, so hatten sie doch ihren unstreitigen Nutzen.

Unvermuthet aber ereignete sich ein Umstand, der dem Pfarrer einen der schlauesten Bösewichter, den Nachbar Ludwig, zum Feind machte. Mit teuflischer Arglist wußte dieser den Strom der Volksunzufriedenheit so zu lenken, daß man des Junkers, der beyden Beamten, des Schultheiß und Gottfrieds, die bisher alle Schuld hatten, gänzlich vergaß, und, wie die Folge zeigen wird, allein über den Pfarrer herfiel.

Im Frühlinge 1721, als eben die Neuerungen in Traubenheim am stärksten betrieben wurden, stieg Klaus, Ludwigs jüngster Sohn, auf einen hohen Kirschbaum nach einem Vogelneste. Seine Kameraden standen unten, und waren begierig, die herab-

flatternden Vögelein aufzuhaschen. Klaus aber konnte durch das enge Astloch der jungen Brut nicht beykommen. Erst sucht er durch eine gespaltete Ruthe das ganze Nest herauszuziehen; aber umsonst! Seine Gespielen reichen ihm ein Handbeil; er haut an der Oeffnung, bringt sie aber nicht weit genug. Gebt mir Steine herauf, ruft er endlich, daß ich die jungen Bestien in ihrem Neste todt mache, weil sie nicht heraus wollen! — Thu doch das nicht, Klaus! erwiedern die Kinder. Siehst du, wie die Alten um den Baum flattern, und vor Jammer schreyen? Laß die Jungen flügg werden und abfliegen. — Das ist wieder so ein Geplauder von unserm Schulmeister! sagt Klaus, und besteht darauf, daß ihm die Kinder Steine heraufreichen sollen. Nun so gebt ihm! sagen die einen. Untersteht euch! rufen die andern. Wißt ihr nicht, was neulich der Herr Schulmeister gesagt hat:

Auch ein Thier empfindet Schmerz;
quäl' es nicht, o menschlich Herz!

Ihr ärmlichen Schächer! ihr Fürchter! schreyt Klaus dagegen. Die Beine wollt' ich den jungen Aesern ausreissen, und sie lebendig rupfen! Ich schwitz' am ganzen Leibe, so mußte ich mich ihrerwegen plagen. Die Bestien fressen das Jahr über eine Menge Getreid, und thun einem lauter Schabernack; warum sollen wir — — — Aber sie fressen auch viel Ungeziefer, und der liebe Gott hat sie auch erschaffen, und will, daß sie leben und ihr Futter haben sollen — fal-

— fallen die Kinder ins Wort. Weißt du, wie es dem Buben ergangen ist, der auch den Vögeln die Beine ausgerissen hat? wie ihm ein Bauholz beyde Füsse zerschlagen hat, und wie er gesagt hat: Das hab ich an den armen Vögeln verschuldet! Und wie er fast verzweifelt wäre, wie der Brand dazu gekommen ist? — Das hat wieder der Schulmeister erzählt, der schon mehr erzählt hat! ruft Klaus dagegen, und wenn's an's Fußabschlagen geht, so geht's über meine Füsse her und nicht über die eurigen! — Nun, wenn du's auf dich nehmen willst, sagt endlich des Schulzen Bernhard, so kann ich dir wohl mit Steinen helfen! Fang auf! und stellt sich, als wollte er sie zu ihm hinaufwerfen. —

Seyd Narren! und werft mich vor's Hirn! schreyt Klaus. Wenn ihr ja nach mir werfen wollet, so nehmt dort Morast aus der Pfütze!

Freudig laufen die Kinder, und werfen in die Wette hinauf. Klaus versteckt sich hinterm Stamm, und als des Morastes genug am Baume hängt, nimmt er voll Schalkheit den Koth, und verklebt damit das Loch. Das Jammergeschrey der Vögelein und der klagenden Mutter, welche beständig um den Baum herumflattert, als ob sie Barmherzigkeit von dem kleinen Tyrannen erflehen wollte, bewegt den Bösewicht nicht. Wie wenn er eine großmüthige That verrichtet hätte, klettert er den Baum herab. Seine Hände sind aber noch schlüpfrig, die Aeste des Baumes sind besudelt, der Fuß entwischt ihm, er hängt mit den Händen, aber auch diese gleiten ihm aus — und

ge-

gerade mit dem Kopfe fällt er zur Erde herab. — Fürchterlich kracht das Genicke, das Blut strömt aus dem Munde, und nach einigen Zuckungen liegt der elende Knabe seelenlos am Boden.

Zitternd und heulend laufen die Kinder nach dem Dorfe zurück. Einige verstecken sich vor Angst; die andern eilen nach Hause, und erzählen den Unfall. Der Lärm verbreitet sich augenblicklich durch's ganze Dorf, und kömmt auch dem Pfarrer zu Ohren. Mit einer Menge Volks, das aus dem Dorfe strömt, geht auch er zu dem Baume. Ludwig nimmt eben nebst einem Taglöhner den todten Knaben auf eine Tragbahre. Die Mutter läuft hinterher, und erhebt ein unaussprechliches Jammergeschrey: Vor Gottes Gericht will ich euch anklagen, ihr Mörder! ruft sie. — Den ersten, der mir in den Wurf kommt, schlag' ich zu Boden! brüllt der Vater; denn beyde sind wie die meisten Eltern — den Fehler ihres Kindes bürden sie andern auf. Die Schuld des Unfalls suchen sie allein in Klausens Kameraden. Diese stecken indeß hinter den Hecken benachbarter Gärten. Erst als Ludwig und sein Taglöhner den Leichnam von der Stelle geschafft haben, und ein Theil des Volks verlaufen ist, kommen die Kinder wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und gehen mit Heulen nach dem Kirschbaume, die Lache Bluts zu beschauen, die Klausen aus dem Munde gelaufen ist. Schon sind sie beysammen, als sie den Pfarrer erblicken, und aus einander laufen. Bleibt stehen! sagt Heilmann, und examinirt, wie alles zugegangen. Mit Schluch-

zen erzählen es die Kinder. Ach, lieber Herr Pfarrer! eigentlich bin ich daran Schuld; aber ich kann nichts dafür! sagt Bernhard Rudiger, des Schultheiß jüngster Sohn. Klaus hatte Steine verlangt, und ich habe gethan, als wollt' ich ihm etliche hinaufwerfen. Darüber fiel ihm der Morast ein; aber Gott weiß es, daß ich mit keinem Steine zu werfen verlangt habe! Warum habt ihr aber mit Morast geworfen? fragt der Pfarrer. Alle Kinder verstummen. Ach, ich will es gestehen, sagt endlich Bernhard. Wir wollten unsern Spaß mit ihm haben, und ihn recht voll werfen, weil er die armen Vögel hat plagen wollen. Daß solch ein Unglück herauskommen würde, wer hätte das gedacht? und daß er das Loch würde zustreichen, ist uns eben so wenig eingefallen.

Dem guten Pfarrer wurde es hier wieder wohl um's Herz, als er die Aufrichtigkeit der Kinder bemerkte; aber Thränen des Jammers über den Unglücklichen liefen ihm die Backen herab.

Indem kömmt auch Lieberich mit dem Hausjäger Gottfried. Der Pfarrer und der Schullehrer bringen nun mit vereinter Kraft den Kindern an's Herz, und schildern ihnen lebhaft die Grausamkeit vieler Menschen gegen arme Thiere. Aber, liebe Kinder! sagt endlich Pfarrer Heilmann, wir haben die armen Thierchen vergessen, die nun in ihrem Neste Hungers und Durst's sterben müssen. Wie, wär' es euch wohl, wenn man euch in ein Gefängniß, in das weder Sonn, noch Mond scheint, zusammen sperrte, und Hungers sterben ließe? Wie ihr da mit

ein-

einander heulen und schreyen, und euch vor Durst die Thränen von den Backen saugen würdet! Wie ihr euch vor Schwachheit und Elend auf einander herum wälzen und verschmachten würdet! (Lautes Weinen der Kinder) und seht, eben so ist es jetzt den armen Thierchen im Neste; und Gott, der auch sie erschaffen hat, hört ihr Jammergeschrey auch. — Seht ihr, wie die treuen Eltern um den Baum flattern? Hört ihr, wie sie locken und klagen über den Verlurst ihrer Jungen, und das geht euch nicht zu Herzen? Ach ja, ja! schluchzen die Kinder. Jedes will hinauf steigen, das Loch wieder öffnen; aber Heilmann und Lieberich erlauben es nicht. Ach, Gott! wir können weder schlafen, noch rasten, wenn nicht heute noch aufgethan wird, schreyen die Kinder. Das soll gleich geschehen, sagt Heilmann; nur ihr sollt es nicht. Ihr seyd alle zu sehr im Schrecken, und könntet herab stürzen, wie der unglückliche Klaus. — Gottfried hollt indeß eine Leiter, und öffnet das Flugloch. — Vor Freude flattern und jauchzen die Nestlinge; die Mutter fliegt näher, und schlüpft in das Nest, als wollte sie ihre zitternden Kleinen trösten und stillen. Die versammelten Ortskinder müssen dem Pfarrer und Schullehrer die Hand reichen, und vor dem Blute des Verunglückten versprechen, nie mehr in ihrem Leben ein Thier zu martern, und von allem gefährlichen Klettern abzustehen.

Unbeschreiblich war die Rührung, in die sowohl die Erwachsenen, als die Kinder durch diesen Auftritt versetzt wurden. Heute noch erzählt man sich in

Trau-

Traubenheim die Geschichte, und unauslöschlich ist der Eindruck.

Auch bey der Beerdigung des Unglücklichen suchte der Pfarrer ein Wort zu seiner Zeit zu reden. — Gegen den Schluß der Leichpredigt, die dortmals auch bey Katholiken bey jeder Leiche gehalten wurde, wandte er vorzüglich die Worte des heiligen Apostels Jakob's auf den Fall an: Es wird ein unbarmherziges Gericht über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat. — Mit hinreißendem Eifer kam er bey dieser Gelegenheit auch auf die Peinigung des Zugviehes und der Hausthiere zu sprechen. Fast jedem schlug das Gewissen. Die Gemeinde stand in tiefem Selbstgefühl, und kein Vater, keine Mutter gieng ohne dem guten Vorsatz von dannen, künftig den Kindern mit gutem Beyspiele voraus zu gehen, und jeder Grausamkeit zu steuern. Denn Heilmann hatte besonders gezeigt, wie die Kinder schon in der frühesten Jugend gegen alles Gefühl des Mitleids abgehärtet würden, wenn man ihnen erlaubt, Käfer, Vögel oder andere kleine Thierchen zum Zeitvertreibe zu martern. Kinder, die sich auf solche Weise an Unbarmherzigkeit gewöhnt haben, sagte Heilmann, ersticken dadurch allmählich fast alles menschliche Gefühl, und nicht selten üben sie dann auch gegen ihre alten, gebrechlichen Eltern Unbarmherzigkeit aus, vor denen die Natur zittert.

Jedermann fühlte die Wahrheit dieser Behauptung; nur Ludwig nicht.

Alles, was Heilmann, der Pfarrer, sagte, zog er auf sich, weil ihm bey jedem Worte das Gewissen schlug. Seiner Meynung nach gieng der Pfarrer bloß darauf aus, ihn und sein Haus öffentlich zu beschimpfen. In der Kirche schäumte der Unmensch vor Bosheit, und noch mehr beym Leichentrunke. Das vergeß ich dem Pfaffen mein Lebtag nicht! schrie er, und trank im Zorn ein Glas Wein um's andere hinein. Seinen Groll zu befriedigen, schlug er den sichersten Weg ein, und verschrie den Pfarrer als einen Ungläubigen und Freydenker. Ist das auch das wahre Christenthum, das er uns predigt? Das sind Polizeypredigten, die er hält, und keine katholisch erbaulichen, wie sich's für das Haus Gottes schickt! sagt er. Nicht weniger hat er an seinem Christenlehrhalten und übrigen Verrichtungen auszusetzen. Das Geplauder findet hier und da Beyfall; man lauert dem Pfarrer auf alle Sylben; man streitet sich alle Sonntage darum, ob er es recht gemacht habe, oder nicht; man zieht die neue Arbeitsschule mit ins Spiel; man wärmt die alten Pasquille wieder auf; treibt das Unwesen täglich ärger — und so bezeugte Ludwig in der That, was Salomo spricht: Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes.

Siebentes Kapitel.

Was doch ein Landpfarrer ausstehen muß!

Wenige Tage nach dem unglücklichen Vorfalle starb Veit, und bedachte noch vor seinem Ende die Traubenheimer Pfarrkirche mit einer neuen Leichenfahne. Wenn Veit so jezuweilen bey einer Leiche in der Nachbarschaft war, sah er, wie den Klagführenden nach der Todtenbahre eine schwarze Fahne vorgetragen wurde; das gefiel ihm gar zu sehr, und er ärgerte sich heimlich, daß zu Traubenheim keine solche Fahne angeschafft würde. — So eine Fahne ziert die ganze Leiche, sagte er immer — und eine Stiftung zu diesem heiligen Endzweck schien ihm das wirksamste Mittel, Gott gleichsam zu bestechen, und sich einen unauslöschlichen Nachruhm zu erwerben. Im Geiste sah er schon bey seiner Leiche die Fahne im Winde flattern, und von der Kanzel herab hoffte er mit Segnungen und Lobsprüchen überhäuft zu werden. Er befahl daher: sobald seine Augen geschlossen seyn würden, schwarzen Zeug zu kaufen, und diesen dem Herrn Pfarrer nebst der letzten Willensmeynung zu überbringen, daß in größter Geschwindigkeit, sollte es kosten, was es wolle, eine Fahne gemacht, und mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet werden, und bey seiner Leiche zum erstenmal getragen werden solle.

Kurz entschlossen übernimmt Heilmann das Vermächtniß; läßt die Lehrmeisterinn der Arbeitsschule rufen, das ganze Stück schwarzen Zeuges zerschneiden, uud an arme Mädchen des Dorfes, die keine Kleider hatten, zu Joppen vertheilen, mit der Bedingniß, daß sie der Leiche beywohnen, und für die Seele ihres Wohlthäters fleißig bethen sollten.

Mit großen Augen schaute die Vetter- und Basenschaft durch die Drehscheibe des Leichenhauses, als Pfarrer Heilmann zwar mit den Trägern der Bahre — aber ohne Fahne und Fahnenträger erschien. Noch größer aber war ihr Erstaunen, als er auf der Kanzel öffentlich erklärte, daß er das Vermächtniß des Verstorbenen wohlthätiger angewandt, und damit arme Mädchen des Dorfes beschenkt habe, der gewissen Uiberzeugung, daß der Verstorbene, wenn man ihn in der Ewigkeit darum fragen könnte, die Verwendung seiner frommen Stiftung selbst billigen würde.

Wulfing, erschrocken über Heilmanns Unvorsichtigkeit, geht geraden Wegs von der Kirche ins Pfarrhaus. Herr! Sie haben mich heute mit Ihrer Fahnengeschichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! sagt er. Warum? fragt Heilmann ganz betroffen. — Darum, erwiedert Wulfing, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es stand zwar in Ihrer Willkühr, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten, oder nicht — und das letztere hätt' ich selber gethan; aber ohne Beystimmung der Familie durften Sie schlechterdings nicht mit dem schwarzen

ße, der zu einer Fahne hergegeben wurde, nach eigenem Gusto schalten, und bey den gegenwärtigen Unruhen hätten Sie um so weniger ins Wepsennest stechen sollen.

Heilmann, der alles zu hastig angriff, und des Irrthums sich nicht mehr erwähren konnte, daß vernünftige Vorstellungen alle Schwierigkeiten überwinden müßten, sah nun erst zu spät sein Versehen im wahren Lichte. — Hätten Sie mich vorausgefragt, sagte Wulfing, so hätte ich Ihnen gerathen, mit der Freundschaft wegen besserer Verwendung zu sprechen, und den Plunder wieder zurück zu geben, wofern sie auf der Fahne bestanden wären. Nun aber ist's einmal, wie es ist. — Gehen Sie heute zum Leichentrunke, und machen Sie gelegenheitlich vernünftige Vorstellungen; denn sicher wird darüber allerley Unsinn geschwatzt. Dieß ist aber auch alles, was ich Ihnen rathen kann. Kömmt indeß etwas für mich, so werde ich als Freund handeln.

Was Wulfing voraus sah, traf alles ein. Die Fahne machte Gährung im ganzen Dorfe. Die Leute hatten sich auf den neuen Leichenschmuck so herzlich gefreut, und die Befreundtschaft war im voraus so stolz auf das heilige Vermächtniß und auf den Namen an den Fahnenfliegeln, daß im Leichhause von nichts, als von der Fahne gesprochen wurde.

Wißt ihr, was ich dazu sage? fragte Ludwig mit bedenklicher Miene. Nu, was sagst du denn dazu? Ich, antwortete der Schalk mit trauriger Stimme, ich sage, was Paulus sagt: Verachtet man doch

ei-

eines Menschen Testament nicht. Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will: so macht er uns am Ende auch das alte und neue Testament anders, und wir werden Heyden, ohne zu wissen: wie? Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen; aber christkatholische Predigten sind's wahrhaft nicht! Der Christ soll nicht sorgen und sagen; aber da sorgt und sagt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man reich werden soll. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch alles nur auf's Irdische abzielt. — Aber meinetwegen! — Ich für meinen Theil habe die längste Zeit gelebt, und denke, was hälfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne? —

Die meisten in der Versammlung nickten dem Aufwiegler Beyfall zu. Da hast du Recht! Ja, das ist wahr! Ja, leider Gott erbarm's! rief einer um den andern. . . . Nur des Schulzen Reinhard, der mit dem gnädigen Herrn gereist war, unterstand sich zu widersprechen.

Mich dünkt aber doch nicht, daß ihr sogar Recht hättet, Nachbar Ludwig! sagte er.

Ludwig. Nun laßt einmal die Leute reden, die über's Meer geflogen sind.

Reinhard. Ich flog nicht als eine Gans aus, und kam nicht als Gänserich wieder. Vom Reisen ist die Rede nicht, sondern vom gesunden Menschenverstande.

Ludwig. Und was sagt denn der, Herr Reinhard?

Reinhard. Der sagt, daß ihr Dinge mit einander vermengt, die gar nicht zusamm gehören.

Ludwig. Nun so klaube mir doch die Sachen aus einander, Herr Doktor!

Reinhard. Das will ich auch, ob ich gleich kein Doktor bin. Ihr sagt z. B. vom Sorgen. Das geht ja nur eigentlich die Apostel an, die für den Unterhalt gar nichts sorgen sollten, weil sie weder Zeit, noch Gelegenheit hatten; was aber das ängstliche Sorgen anbelangt, so hat man ja deßwillen die Arbeitsschule eingericht, damit die Leute mehr verdienen, und nicht mehr nothwendig haben, zu fragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?

Ludwig. Von der Hauptsache rede ich vom Testament, und nicht vom Sorgen.

Reinhard. Von welchem Testamente, vom alten oder neuen?

Ludwig. Vom alten und neuen, und vom Leichenfahnen.

Reinhard. Wie kömmt denn aber der Fahne zum alten oder neuen Testamente?

Ludwig. Wie? Weil der Fahne auch im Testamente steht.

Reinhard. Doch nicht in der Bibel?

Ludwig. Einfalt! im Testamente, das Veit gemacht hat.

Reinhard. Das ist doch hoffentlich ein ander Ding, als die Bibel? —

Ludwig. Testament ist Testament.

Reinhard. Wird wohl doch ein kleiner Unterschied seyn. Von der heiligen Schrift gebraucht, heißt Testament so viel als Bündniß; hat denn aber Veit mit dem Pfarrer einen Bund gemacht, einen neuen Leichenfahnen machen zu lassen. Wer wird denn so barsch in die Welt hinein behaupten: Wer an Veits Verordnung etwas ändert, der ändert auch, was Christus verordnet hat.

Marks. Und doch heißt's in der heiligen Schrift: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht.

Rulli. Aber es steht auch dabey: Wenn es bestättiget ist — wenn es gescheide Leute gut und nützlich befunden, und ordentlich bekräftiget haben. Ist denn das auch beym Leichenfahnen geschehen?

Reinhard. Wenn alles gelten soll, was einer vor seinem Ende befiehlt: so könnt' es einem gar einfallen, mir ein paar spanische Stiefel zu vermachen, mit dem Bedingniß, daß ich sie mir alle Wochen 3mal an die Waden schrauben soll.

Ludwig. Ist ein Unterschied zwischen spanischen Stiefeln und einem Leichenfahnen.

Rulli. Wenn nun aber unser Herr Pfarrer eben so wenig einen Leichenfahnen mag, als Reinhard spanische Stiefeln, muß er einen machen lassen?

Ludwig. Ja, das dank ihm Herodes! Alle Pfarreyen in der Nachbarschaft haben's so. . .

Reinhard. Aber die hiesige nicht — seit sie steht — und so ist er auch keinen machen zu lassen schuldig, und Veit konnte ihm nicht befehlen, daß er einen machen lassen muß — und er will beym alten Herkommen bleiben.

Ludwig. Die Arbeitsschule ist auch kein altes Recht. Sind wir schuldig, sie zu leiden? He? müssen wir nicht doch? Und wer hat dem Pfarrer das Recht gegeben, Röcke und Wämmschen aus dem Fahnenzeuge zu schneiden?

Jetzt mengte sich die ganze Gesellschaft darein, und am Ende war alles verwirrter, als zuvor. — Nichts ist gefährlicher für die gute Sache, als wenn das Volk darüber streitet. Keiner hält am rechten Flecke. Das Hundertste wird ins Tausendste gemengt, und Vertheidiger fassen die Sache gewöhnlich so falsch an, als die Bestreiter.

Im größten Gelärme trat Pfarrer Heilmann ins Zimmer. Die wenigsten sahen ihn vor Eifer, und schrien so lange fort, bis sie durch Treten und Stossen erst aufmerksam gemacht wurden. Husch rissen sie die Hüte vom Schedel, und waren auf einmal verstummt. Heilmann grüßte sie freundlich, und alle dankten erschrocken. Wo ist das Weib, wo sind die Kinder? fragte er dann. — Sie kamen, und Heilmann fieng mit ihnen folgendes Gespräch an.

Euer Mann und Vater (Gott tröste ihn) hat vor seinem Ende die gute Absicht gehabt, etwas Nützliches zu stiften. Nicht wahr?

Ja

Ja wohl, sagte die Wittwe.

Ich habe mir also die Freyheit genommen, etwas an dem Vermächtnisse zu ändern, fuhr Heilmann fort, weil er doch, wie ihr selbst sagt, etwas Nützliches stiften wollte. (indem er sich gegen die Versammlung wendet) Oder glaubt ihr, daß ein Leichenfahn etwas Nützliches sey?

Nützlich nun eben nicht; aber man hat halt fast überall einen — meynten die Gäste.

Wenn man aber etwas hat, das zu nichts nützt, und nur Unkosten macht? fragte der Pfarrer.

Dann kann man's freylich weglassen — meynte einer — und zuckte die Achsel.

Heilmann aber begann nun im ernsthaftesten Tone: — Man kann nicht nur, sondern man soll, wenn der Fall ist, so wie der gegenwärtige; denn der Fahne würde unserm Gotteshaus für beständig Unkosten gemacht haben. Lips hätte einmal durch sein Vermächtniß Einen um sein Geld angeschafft — das Gotteshaus aber hätte nun aus seinen eigenen Mitteln — allemal einen neuen nachschaffen müssen, so oft einer verdorben gewesen wäre — das Vermächtniß also würde für alle Zeiten die Gotteshaus-Kasse in Schaden gebracht haben. Uiber dieß war es meine Pflicht, den letzten Willen des Verstorbenen recht zu vollstrecken, der nichts Schädliches, sondern etwas Nützliches vermachen wollte. — Könnte ich ihn jetzt darum fragen, so würde er mir für die bessere Verwendung des Zeuges, den er zum Leichenfahn bestimmte, danken, weil er im Leben, vielleicht aus

Schwä-

Schwäche des Alters, nicht mehr darüber nachgedacht hatte. (gegen die Familie) Reut es euch aber, daß euer selige Hausvater etwas Gutes vor seinem Ende gethan und arme Mädchen gekleidet hat: so bin ich bereit, euch zurück zu zahlen, was der Fahnenzeug kostet.

Ach nein, das wollen wir nicht! sagten die Anverwandten. Nur haben wir uns betrübet, daß der letzte Wille des Verstorbenen nicht erfüllt wurde.

Also war sein letzter Wille, erwiederte Heilmann, das Gotteshaus in vergebliche Unkosten zu setzen?

Das Gotteshaus hat er gewiß nicht in Unkosten zu bringen verlangt, schluchzte die Hausfrau.

Das glaube ich selbst, versetzte der Pfarrer; wenn das aber nicht seyn soll, so müßt ihr's entweder lassen, wie ich es gemacht habe, oder noch ein Kapital von 50 bis 60 Gulden aussetzen, damit mit selbem immer neue Leichenfahnen nachgeschafft werden. — Ein - für allemal aber protestiere ich gegen das Einnähen des Namens! Mit guten Werken groß thun ist Pharisäerey — und mit Vermächtnissen prahlen, die mehr schaden als nützen — ist, auf's gelindeste gesagt — Schwachheit. Uibrigens macht es Veit mehr Ehre, zwölf arme Mädchen des Dorfes gekleidet, als die Kirche mit einem unnützen Leichenfahn versehen zu haben.

Fünfzig bis sechzig Gulden noch aufzuwenden, um die lächerliche Freude zu genießen, bey Leichbe-

gängnissen einen Fahnen in der Luft flattern zu sehen, war den Hinterbliebenen nicht anständig, und die Art und Weise, wie Heilmann seine Vertheidigung anstellte, stellte auch die übrigen so ziemlich zufrieden.

Achtes Kapitel.

Veit hat im Grabe keinen Frieden.

Kaum aber war der Rumor über das Stück schwarzen Fahenzeuges vertobt, als sich auf einmal ein Abendtheuer zutrug, das den Eifer der Fahnennarren auf's neue entflammte. Eines Sonntages in der Nacht stürzt Block mit greulichen Gebehrden in Romels Schenke. Wie ohnmächtig taumelt er auf die Bank, und kann Anfangs vor Schrecken nicht reden. Gott erbarme sich der armen Seele! ächzt er endlich. — Oben steht er schneeweiß, und schlägt die Hände zusammen! Wo steht er denn? fragt die Gesellschaft. — Hart vor der Sakristeythür, erwiedert Block. Und wer steht denn da? Wer anders als Veit, Gott tröste ihn! Hast du ihn denn gekannt? Leibhaftig, leibhaftig! Man sieht weder Kopf, noch Füsse; schneehagelweiß steht er da, und noch einmal so lang, als er im Leben war. — Daran ist der Pfarrer Schuld — weil er seinen letzten Willen nicht er-

erfüllte — der Pfarrer bringt den unglücklichen Mann um die ewige Ruhe! schreyt einer. — Freylich! ruft der andere. Meiner Lebtage hörte ich schon sagen, daß die Todten nicht ruhen können, wenn man ihre Vermächtnisse nicht erfüllt. Da hast du Recht, schreyt der dritte. Zu Purrbach verschwieg einmal einer, daß sein Weib Kerzen in die Kirche verschafft habe; potz alle Hagel aber, wie flug's trug er die Kerzen zum Schulmeister, als das Holter und Polter eine Nacht und alle Nacht fortgieng! — Vergeblich machten einige gescheidere Leute Einwendungen, daß Block ja unmöglich wissen könne, was und wen er gesehen habe, weil er selbst gestehe, daß Kopf und Füsse des Gespenstes verdeckt wären. — Die Schreyer behielten doch Recht, und wer schon im Bette lag, mußte diese Nacht noch die schreckliche Neuigkeit erfahren.

Des andern Abends lauft das Volk schaarenweis zusammen, und steht vor dem Eingange des Freythofes. Fest hält sich eins an das andere; aber das Gespenst erscheint nicht. Gleichwohl versammelt sich das Volk am dritten Abend. Nur der gnädige Herr und Gottfried, die beyden Vögte, der Pfarrer und Lieberich, die Tags zuvor auf dem Platze gestanden, blieben dießmal zu Hause, weil sie das Ganze für einen Augenbetrug des dummen Gespenstersehers hielten. — Zum Unstern erschien gerade dießmal der Geist wieder, weiß vom Scheitel bis auf die Zehen, und in der kläglichsten Stellung. Vor der Sakristeythür sah man die Erscheinung zuerst, und

dann

dann gieng sie mit Händeringen über den Gottesacker. Niemand aber unterstand sich, den Geist zu besprechen, oder anzutasten. Aengstlich zog sich der Hauſe zurück, und diejenigen, die das Gespenst nur von ferne verfolgten, waren schon Frevler und Waghälse. Vor der Thür des Gottesackers verschwand endlich die Erscheinung, und allen, auch den Klügsten im Dorfe, war der Auftritt ein Räthsel.

Jetzt erhob sich der Tumult über den Leichenfahn auf ein neues. Zwey Mädchen brachten auf Befehl ihrer Eltern ihre Kleider ins Pfarrhaus zurück — um an dem Unheil nicht mit Schuld zu seyn. Die Familie des Verstorbenen schrie ach und weh! Herr und Vogt, und alles war verlegen; aber niemand so sehr als Heilmann. Täglich lauerten sie nun im Verborgenen, und hofften, um so eher das Gespenst zu entdecken, weil der Mond eben im Begriffe war, ins erste Viertel zu treten; aber zum Unstern blieb die Erscheinung aus, und zum noch größern Unheile kam eine sinnlose Schrift von zwey Bogen in das Dorf, unter dem Titel: „Erweckung an christkatholische Gemeinden, deren Seelsorger das rechte Christenthum nicht predigen, von Athanasius Glauber.

Heinrich, Wulfing und Heilmann waren darüber sehr betreten, weil sie leicht voraus sahen, welchen Eindruck dieser Wisch bey der dermaligen Stimmung des Volkes machen würde; gleichwohl hielten sie nicht für rathsam, im Dorfe viele Nachfrage zu halten, weil sie fürchteten, das Aufsehen dadurch

nur zu vergrössern. Unter der Hand aber suchten sie, den Aufenthalt des Herrn Athanasius zu erforschen, um ihn als Pasquilanten belangen zu können. Zu ihrem nicht geringen Verdruß erfuhren sie aber, daß er schon vor einem Vierteljahr mit einem Kaufmannsschiffe abgegangen sey, um in der neuen Welt ein Glück zu versuchen, das ihm die alte versagt hatte. — Der Wisch gieng indeß von Haus zu Haus, und machte die Köpfe so schwindlicht, daß sie drohten aus der Kirche zu laufen, wofern der Pfarrer noch einmal das unrechte Christenthum predigen würde. Wulfing und der gnädige Herr selbst riethen nun dem Pfarrer, mit dem sogenannten unrechten Christenthume eine Zeit lang einzuhalten. — Das taugt nicht, meynte Heilmann; zufahren muß man, und den Leuten die Albernheiten des elenden Geschmiers erklären. — Ey, so erkläre! rief Wulfing. Bauern, die einmal toll sind, lassen sich nichts mehr erklären; entweder stehen sie da wie Bildsäulen, oder werden gar aufstößig. Wir müssen nun schlechterdings piano thun, und die Arbeitsschule gehen lassen, wie sie von selbst geht.

Indeß erhebt sich von neuem das Geschrey: Veit steht an der Sakristeythür, und jammert bis vor den Gottesacker! — Der Auflauf wird noch größer, als er schon war. — Der gnädige Herr, Wulfing, Redlich, Heilmann, Lieberich und Gottfried verabreden sich, ernstlich der Sache nachzuspüren. Redlich und Gottfried schleichen beym Abendläuten in die Sakristey; Heinrich, der gnädige Herr,

und Wulfing stellen sich ins Beinhäuschen, von wo aus man gerade nach der Sakristey hinsehen kann, und Heilmann und Lieberich postiren sich an die Ecke des Gottesackers. So war alles besetzt, ohne daß jemand aus den vielen Zuschauern davon Kundschaft hatte. Der Geist erscheint, wie gewöhnlich, vor der Sakristeythür, und, wie sonst, in schneeweißer Gestalt, schlägt ringend seine Hände zusammen, und Heinrich giebt verabredeter Massen durch einen Pfiff das Zeichen. Wie Blitze aus den Wolken fahren in diesem Augenblicke Redlich und Gottfried aus der Thüre hervor. Heinrich prallt aus dem Beinhäuschen mit Einem Sprunge heraus. Redlich schlägt mit einem Stock nach dem Gespenst; trifft aber zu kurz; Gottfried schießt mit kleinen Schrooten nach den Füssen — und fehlt. Der Geist verliert sich aus dem Gesichte; das ganze Volk schreyt laut auf vor Schrecken; Heilmann und Lieberich kommen auf den Schuß herbey; aber weg ist die Erscheinung! — Nun, mein Gott! sagen die Zuschauer unter einander, da sieht man's leibhaftig, daß es ein Geist ist, und Gottfrid hat vom Glücke zu sagen, daß die Schrooten nicht zurück geprallt sind. Fangt ihr Gespenster, Waghälse!

Voll edlen Unwillens fängt der gnädige Herr an, das Volk hart anzulassen, und Heilmann sagt: Wer selbst närrisch ist, wird immer andere für Narren halten. Indem sie so das Volk zu stillen und zu überzeugen suchen, ruft eine Stimme: Hollah, lustig! der Geist ist gefangen! — Und sieh da! Nulli kömmt mit einem

weißen Tuch unter dem Arm, und führt einen Kerl herbey. — Um Gottes willen, laß mich! ruft der Gefangene mit Zittern und Beben. — So bald du dich in deiner Geisterfigur gezeigt hast! sagt Rulli, und stellt den einäugichten Ludwig dem gnädigen Herrn hin.

Hier, gnädiger Herr! ist der weiße Geist, den ich bey Fleisch und Bein gepackt habe!

Heinrich. Bravo, Rulli! Das war ein Meisterfang; aber wo hast du ihn denn gepackt?

Rulli. Vor seiner Hausthüre. Den Schelm hatte ich längst in Verdacht, und schlich mich daher vor seine Hausthüre. Voller Athem kam er gerennt, hatte den weißen Gespenstermantel unter dem Arm, und wollte hineinwischen; aber halt! sagt' ich; erst presentier dich dem gnädigen Herrn, und dann marschier, wohin du willst, oder wohin man dich führt.

Jetzt erholt sich erst Ludwig von der ersten Bestürzung, und hebt an zu läugnen. Was! schreyt er, geht man so mit ehrlichen Leuten um? Still wie die Unschuld gieng ich nach Hause; da packt mich der liederliche Maurer wie ein Henkersknecht. Ich war bey einem Nachbar in der Lichtweil, und dachte nichts Böses.

Halte, halte! schreyt Gottfried, ich glaube, Kerl! ich habe dich gezeichnet. — Sogleich visitirt er, und sieh! das Blut dringt tropfenweis durch den Strumpf. Nun, Bursche! wirst du dich nicht mehr weiß brennen wollen, sagt Gottfried. Ludwig verstummt, und Rulli deckt das weiße Tuch dem Schelm

übern Kopf. — Das Gemurmel, das unter dem Volke geherrscht hatte, bricht nun auf einmal in lautes Lachen aus. Ludwig steht, und redet kein Wort. — Aber, Schurke! sagt der gnädige Herr, wie bist du denn vor der Freythofthüre verschwunden? Warum machst du dich dießmal nicht unsichtbar? Nach vi len Fragen und Drohen sagt endlich der Schalk: Ach, gnädiger Herr! ich ließ das Tuch fallen, schob es unter den Küttel, und lief davon; im Neumonde sah man die schwarze Farbe nicht. Genug, erwiedert Heinrich, morgen sprechen wir uns wieder. Marsch nun ins Gefängniß! Lustig ins Loch! ruft Jost, und schleppt den einäugichten, hinkenden Geist in den Gewahrsam.

Wulfing befahl, in der Nacht noch den Bader von Purrbach zu rufen, und den Fuß verbinden zu lassen; Heinrich aber wandte sich nun mit einer eisernen Strafpredigt an das Volk. Wulfing, Redlich und Heilmann vereinigten sich mit ihm, und nach empfundener Lauge trollten die Gespensterseher schamvoll nach Hause. Bey der Visitation der Schußwunde fanden sich nur etliche Schrooten im Waden, und am Morgen des andern Tages giengs schon zu Wulfing und Redlich ins Verhör.

Neuntes Kapitel.

Der neue Schultheiß macht sein Meisterstück.

Im Verhöre gestand nun der Bösewicht, daß er es bloß gethan habe, um sich wegen der Leichpredigt auf seinen Klaus an dem Pfarrer zu rächen. Heinrich befahl, ihn sogleich an einen Karren zu schließen, und acht Wochen bey Wasser und Brod schanzen zu lassen. Wulfing that den Vorschlag, ihm die Besserung des schlechten Gespensterweges von der Kirche zum Gottesacker anzuweisen. Der gnädige Herr billigte den Vorschlag, und Ludwig, der sich vergebens zur härtesten Geldstrafe erboth, machte vor einer Menge Volks, das herbey lief, gleich am folgenden Tage den Anfang, nachdem er zuvor aus dem Dorfsgericht war gestossen worden. Vergebens war die Fürbitte des Pfarrers; vergebens das Heulen und Schreyen der Familie. Mit unerbittlicher Strenge bestand Heinrich auf seinem Sinne. Der Richter soll nicht strafen ohne Noth, sagte er, und wenn es Noth thut, von der Strenge nicht abgehen.

Nun war nur noch die Frage übrig, wie der Eindruck wieder zu tilgen sey, den die feinen Erweckungen an christkatholische Gemeinden gemacht hatten. Aus verschiedenen Gründen hielt der Schultheiß für gewiß, daß der Wisch durch Markfens Hände gegangen seyn müsse. Kurz entschlossen geht er zu ihm, und sagt: Hör', Alter! du steckst mit den

Schmäh-

Schmähschrift wider unsern Herrn Pfarrer im Verdacht bis über die Ohren, und kein Mensch ist vielleicht so ehrlich, dir heraus zu helfen.

Marks. (sichtbar verlegen) Wie? was? warum? wer hat mich im Verdacht?

Schulz. Der gnädige Herr. Ein gewisser Jemand will beweisen, verstehst du mich, beweisen, daß er das Pasquill von dir bekommen habe.

Marks. Das sagt mir ein Schelm nach!

Schulz. Auch recht! Ich wollte dir meinen guten Willen anbiethen. Hier hab' ich nichts verloren. Willst du dein Heil mit dem Junker versuchen, so bin ich's zufrieden. (will gehen)

Marks. Du machst wenig Federlesens, Nachbar Schultheiß!

Schultheiß. Und der gnädige Herr noch weniger, wie du weißt, und erfahren wirst.

Marks. Und was hättest du mir denn eigentlich zu sagen?

Schultheiß. Daß du nun, da sich das Blättchen gewendet hat, mit dem Pfarrer den Kopf aus der Schlinge ziehen, und den hinein stecken sollst, von dem du den Wisch bekommen hast.

Marks. Ja, wenn ich den wüßte, vom Herzen gern! Ich bin dem Herrn Pfarrer so gut, wie meiner Seele.

Schultheiß. Wenn du ihn nicht weißt: so will ich ihn auch nicht wissen, Nachbar! Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. (will wieder gehen)

Marks. (ihn noch einmal zurückhaltend) Wozu soll es aber helfen, wenn ich's auch wüßte?

Schultheiß. Dazu, daß man nun bey der rechten Schmiede anklopfen könnte, und nicht erst bey dir, wo's weh thut.

Marks. Nachbar! du führst mich ins Garn! Du meynst es nicht gut!

Schultheiß. So sieh, wer's besser mit dir meynt! (greift nach der Thür)

Marks. Na, Na, nur nicht so kurz abgebunden. — Nachbar! kannst du reinen Mund halten?

Schulz. Wenn du das nicht glaubst, so mußt du mir nichts anvertrauen.

Marks. Nun in Gottes Namen! aber bring mich nicht in die Schlamaße! — Der Schulmeister Azet von Bergfelden hat mir letzthin auf dem Bergfelder-Viehmarkt drey solche Athanasius gegeben, die ich in aller Herzenseinfalt . . .

Schulz. Ihr Leute seyd immer voll Herzenseinfalt, wenn ihr einen bösen Streich macht; aber ich steh dir dafür, daß du doch ohne Strafe durchkommen sollst. Nur wider den Schulmeister Azet mußt du zeugen, wenn er nicht gutwillig gesteht.

Marks. (die Achsel zuckend) Je, wenn's seyn muß; — aber laß mich aus dem Spiel!

Schultheiß. Hier hast du meine Hand, wenns Menschen möglich ist. — Danken wirst du mir's aber auf jedem Falle, daß ich dir so gerathen habe. (geht fort)

Des folgenden Tages in aller Frühe geht der Schultheiß nach Bergfelden, und überrascht den Schulmeister. Dieser will läugnen; Fritz aber versichert, daß Marks es mit einem Eidschwur erhärten wolle; daß man seine Handschrift . . . . Was? Handschrift? schreyt der Schulmeister, und nimmt ein Papier aus der Schublade. Wenn ihr das Pasquill, oder was es ist, gesehen habt: so vergleicht — — Ey! sagt Fritz Rudiger, der eben einen Knaben von etwa 12 Jahren am Tische sieht, seine oder seines Sohnes Handschrift, das gilt mir gleich! (indem er sich gegen den Knaben kehrt) Du hast einen Streich gemacht, Pursche! der dich hoch zu stehen kommen soll! Vor Schrecken wird der Knabe blaß und roth, und fängt bitterlich zu weinen an. Der Schulmeister aber wagt es, nicht länger zu läugnen. Rudiger! sagte er mit bebender Stimme, dem Ding werdet ihr's selbst angemerkt haben, daß es ein Schriftgelehrter geschrieben hat, und kein armer, einfältiger Schulmeister. — Ja, ja, ein Schriftgelehter und Pharisäer, das glaub' ich! erwiedert der Schulz; so lang wir den aber nicht kennen, müssen wir uns an ihn halten. — Nun im Gottes Namen, sagt endlich der betroffene Schulmeister. Mein Sohn bekam das elende Ding von euerm gewesenen Herrn Vikarius Rohling.

Schultheiß. Was? von unserm gewesenen Pfarrvikar?

Schulmeister. Ja! das sag' ich aber im engsten Vertrauen!

Schultheiß. Mit dem engen Vertrauen ist mir nicht gedient. Der Pasqillenmacher muß bekannt werden. — Ich will es schriftlich haben.

Schulmeister. Ach Gott! lieber Rudiger! wo denkt er hin! Unser einer lebt in Umständen, daß man sich mit der Geistlichkeit nicht wohl abwerfen darf. Ein Schulmeister muß immer — — —

Schultheiß. Auch recht! so mag er den Handel auf seine eigene Hörner nehmen, und sich darüber beym Dorfsgericht verantworten.

Längst schon hatte der Schulmeister sich mit dem Dorfsgericht verfeindet. Aus Furcht vor der Strafe gesteht er also den ganzen Handel, und giebt nothgedrungen dem Schultheiß folgenden Schein:

„Daß mein Sohn Kasimir eine kleine Schrift, Erweckungen rc. betitelt, von des Herrn Rohlings Hochwürden erhalten, und abgeschrieben habe, und daß ich von solcher, jedoch in aller Einfalt, einem Bauern von Traubenheim auf Herrn Rohlings Befehl drey Stücke zugestellet habe, ein solches bezeugt, Bergfelden, den 21sten Dez. 1721.

Florian Azet, Schulmeister daselbst.

Mit dem stattlichen Zeugnisse kehrt der Schultheiß froh nach Traubenheim zurück. Es war eben Feyertag. Er geht ins Wirthshaus. Die ganze Stube wimmelt von Gästen, und Fritz zieht sein Geständniß nebst der Schrift des angeblichen Herrn Athanasius Glauber aus der Tasche. Was Neues! ruft

er.

er. Ich muß euch von Athanasius Glauber erzählen. — Je vom Vetter des abgesetzten Amtmanns, der unser Herr Pfarrer hat werden wollen, und das Ding geschrieben hat. — Ja, von dem wohl, der das Pasquill geschrieben hat — aber nicht vom Vetter des Amtmanns Schlacker, erwiedert der Schulze; wißt ihr wohl, daß sich ein anderer hinter den Namen gesteckt hat? Wer? wer hatte das gethan? schreyt das Volk. Unser gewesene Pfarrvikar, Herr Rohling! antwortet der Schulz. Was? der, schreyt alles zusamm. Ja wohl, sagt Rudiger, und liest den Zettel des Schulmeisters vor, und nimmt dann auch die feinen Erweckungen in die Kur. Was wir nicht blinde Sichse waren, sagt er, daß wir nicht gleich im ersten Augenblicke darauf verfallen sind. Sieht man's doch dem ganzen an, von welcher Hand es kömmt.

Ein- für allemal, fährt er fort, hat sich außer uns kein Mensch um unsern Herrn Pfarrer zu bekümmern. — Es ist das schon nicht schön, wenn wir unsere Meynung über ihn sagen, und ihn tadeln — denn wir als unstudierte Landleute sollen nie über die Geistlichen richten, und unsere Seelsorger tadeln; aber noch schlechter ist es, wenn fremde Leute, die es gar nichts angeht, in unsere Händel sich mischen.

Du hast Recht, Rudiger! schreyt das Volk zusamm.

Ja! aber hört nur weiter! sagt er; das Schönste bey dem Handel ist, daß wir fast auf jeder Seite weit mehr als unser Herr Pfarrer zu Schanden gemacht

macht werden. Denn nach seinen Ausdrücken sind wir dümmer als die Ochsen; fressen Schirling für's Gras, und tappen blind in die Welt, wie die jungen Katzen, und am Ende ruft er gar ach und weh über uns aus, wie einst Christus über Jerusalem.

Gespannt und aufmerksam horchten alle dem Schultheiß zu, ohne ein Wort zu reden.

Und warum, fährt der Schultheiß fort, warum thut er dieß — warum beschimpft er uns? Warum, frag ich gleich, hat er die feinen Erweckungen geschrieben? Um sich an uns zu rächen, weil wir ihm nicht zu unserer Pfarrey geholfen haben. — Glaubt es, liebe Nachbarn! unser Herr Pfarrer ist schon recht! Wir sollten Gott danken, daß wir einen so lieben, braven und guten Seelsorger haben; denn ein eifriger, frommer Geistlicher ist ein rechter Segen für eine Gemeinde. — Ich weiß es, wie gut es unser Herr Pfarrer mit uns meynt; wenn er uns nur geraden Wegs zu Gott führen könnte — dahin gehen seine Bemühungen alle — aber auch hier im Zeitlichen möchte er uns geholfen und glücklich wissen — deßwegen ermahnt er uns so oft, ordentliche und fleißige Wirthschafter zu seyn — was thut er nun Unrechts, wenn er uns auch zuweilen sagt, wie man das werden oder bleiben müsse? Hat nicht Jesus Christus selbst den Leuten im Zeitlichen und Leiblichen oft gerathen und geholfen? Und ein-für allemal, wer kein fleißiger und ordentlicher Bürger ist, kann auch kein guter Christ seyn — dann wären wir Ochsen, wie Herr Rohling uns nennt — wenn wir das nicht

be-

begriffen. — Herr Rohling ist auch ein Priester, und ich will bey alle dem ihn nicht verachten — aber das ist doch gewiß, daß mir eine Predigt von unserm Herrn Pfarrer lieber ist, als von Herrn Rohling ein ganzer Jahrgang. —

Ja, das ist wahr, ruft alles beschämt und gerührt — aber, Rudiger — du kannst es einem auch sagen — Schade, daß du nicht auch ein Geistlicher bist! —

O, es ist so leicht nicht geistlich zu seyn, sagte der Schulz, glaubt es nur; denn man hat es ja meistens nur mit Undankbaren zu thun — wie undankbar waret ihr bisher gegen unsern lieben Herrn Pfarrer — ein Engel könnte uns kaum mehr thun, als er uns thut, und dafür lästert und schimpft ihr immer über ihn. — O Traubenheimer! ihr versündiget euch schwer an den Gesalbten des Herrn!

Wir wollen's nicht mehr thun, rufen jetzt alle, unser Herr Pfarrer ist ein Ehrenmann — Trotz dem, der's anders sagt.

Das ist nicht genug, erwiedert Rudiger. — Ich weiß es, ihr habt den lieben Mann tief gekränkt, daß ihr den Erweckungen so viel Glauben beygemessen, und ihm ohne seine Schuld so abgünstig geworden — ihr müßt es ihm nun zeigen, daß ihr jetzt anders denkt; deßwegen wäre mein Rath, daß einige wackere Männer aus unserer Gemeinde zum Herrn Pfarrer giengen, ihn um Verzeihung bitten, und ihm versprechen sollten, daß er künftig eine billigere Gemeinde an uns finden soll — und zum Zeichen,

daß

daß es euch Ernst ist, könnt ihr ihm die 3 Stücke der Erweckungen, die in unser Dorf herein geschwärzet wurden, überbringen, daß er's verbrennt; denn mehr sind sie nicht werth.

Ja, das wollen wir! riefen die Traubenheimer, die allemal zum Kreuz krochen, wenn man ihnen recht die Meynung sagte, das wollen wir! — aber du, Rudiger! mußt voran gehen! — Vom Herzen gern — sagt der edle Bauer, ich gehe allemal so gerne, wenn ich etwas böses gut machen kann. —

Rudiger wählte sich nun etliche wackere Männer, stand auf und gieng mit ihnen geraden Wegs dem Pfarrhause zu. Die beyden Verwalter Wulfing und Redlich waren so eben bey dem Herrn Pfarrer.

Freundlich gieng Pfarrer Heilmann auf sie zu, als der Schulz mit den Gemeindsmännern in seine Stube trat — Was wollt ihr, gute Leute? fragte er sie.

Die Gemeinde, sagte der Schulze, schickt uns her, um Sie, lieber Herr Pfarrer! im Namen aller um Verzeihung zu bitten, daß wir bisher so widerspenstig waren, und so oft über Sie schmähten. — Wir wissen's, daß wir nicht werth sind, Sie zum Pfarrer zu haben; aber wir versprechen Ihnen nun auch alle Liebe, Verehrung und Folgsamkeit von der ganzen Gemeinde — und hier sind alle die feinen Erweckungen, die so viel Lärmens verursachten; wir wissen nun, daß der Name des Athanasius Glauber nur erdichtet ist, und daß die Schrift niemand anderer als der

ge-

gewesene hiesige Pfarrvikar, Herr Rohling, gemacht hat. Lieber Herr Pfarrer! die Gemeinde bittet Sie, das elende Geschmier in den Ofen zu werfen.

O ihr guten Männer! euere Gesandschaft zu mir — und das, was ihr mir sagtet, versüßt mir alles, was ich durch diese Schmähschrift leiden mußte; ich werde mein Amt nun wieder mit Freuden führen, und Gott wird euch segnen — so sagte der gerührte Pfarrer, gab jedem die Hand — die Bauern drückten sie mit Inbrunst — und helle Thränen fielen so ganz geschämig herab.

In aller Welt! was ist das für ein Kehrum in des Volkes Köpfen? fragten Wulfing, Redlich und Heilmann — als die übrigen fort waren. Das Volk, sagte Rudiger, ist in seiner Aufgebrachtheit wie Wehrwasser, das über den Acker schwemmt. Ganz zurück halten kann man es nicht; aber ableiten auf eine andere Seite. Was bisher über unsern Herrn Pfarrer gieng, hab' ich Herrn Rohling über den Hals geführt — und erzählt nun die Geschichte.

Nun, an euch hab' ich mich nicht geirrt! sagt Wulfing, und klopft ihm auf die Achsel. Rudiger! ihr seyd ein ganzer Schultheiß, und habt nun euer Meisterstück gemacht.

Zehntes Kapitel.

O weh! es brennt! es brennt!

Die guten Anstalten nahmen nun mehr erwünschten Fortgang in Traubenheim. Marks mußte es dem Schultheiß noch besonders versprechen, künftig nie wieder den Pfarrer zu verfolgen, und aus Dankbarkeit, daß Fritz seinen Namen verschwiegen, oder aus Furcht, erst noch späterhin verrathen zu werden, hielt er auch so ziemlich Wort. Der Wohlstand des Dorfes mehrte sich zusehends; die Sitten wurden geschlachter, und alles versprach die glücklichste Zukunft.

Von dieser fröhlichen Aussicht kehre ich mit Widerwillen noch einmal zu Ludwig, dem schändlichen Bösewicht, zurück. Die wohlverdiente Strafe war in seinen Augen nichts anders als Rache wegen der Jud Schomelschen Händel. Er schäumte vor Wuth gegen Wulfing und Rulli, und rief den Vorübergehenden zu: Macht euch keinen Vogt zum Feind, sonst giebt's einen angelegten Handel! Was für einen? fragte ihn einmals der Schultheiß. Siehst du die E[illegible]lle nicht? erwiederte der Schalk. — Mit Einem Worte, Ludwig war wie alle seines Gleichen; nicht seiner Bosheit, sondern einem heimlichen Groll des Beamten schrieb er seine Strafe zu. Von der eigentlichen Ursache schwieg er; schrie nur von vergangenen Dingen, die nicht hieher gehörten, und

klag-

klagte über Gewalt und Unrecht. Bald stellte er sich krank, bald wahnsinnig; aber alles umsonst! Wohl auskasteyt und gebändiget wurde er nicht eher als nach Verlauf der acht Wochen entlassen, und mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe bedroht, wofern er noch einmal über ähnlichen Streichen würde angetroffen werden.

Das war nun freylich nicht wieder der Fall; aber Ludwig schien dazu bestimmt, eine Zuchtruthe für's Dorf zu seyn. Keine zwey Jahre vergiengen, so wurde er durch Aberglauben dem Dorfe so gefährlich, als zuvor durch Bosheit. Zwey Kühe waren ihm nach einander am sogenannten Blut gefallen. Eines seiner Pferde bekam den Rotz, und weil er es nicht besonders stellte, so steckte das Kranke bald auch das Gesunde an. Nach kurzer Zeit mußten beyde niedergestochen werden. Schon jetzt glaubte Ludwig nicht, daß das mit rechten Dingen zugegangen sey; nach einigen Wochen aber, als eine seiner Kühe Blut milchte, ward er seines Verdachtes gewiß; lief zu dem Schackenberger-Schinder, der als Hexenmeister berühmt war, und bath, um Geld und gute Worte die Hexe zu züchtigen, und seinen Stall zu behüten.

Sonst war es nämlich des Wasenmeisters Gewohnheit, der Hexe den Topf zu rühren, ihr vorgeblich das Aug auszuschlagen, oder den Rücken braun und blau zu machen. Weil er aber schon verschiedenemale mit den unsinnigen Teufeleyen unschuldige Leute in Verdacht, halbe Dörfer in Unei-

nig-

nigkeit, und sich selbst in Strafe gebracht hatte, so machte er keine Hexe mehr namhaft, und trieb überhaupt seine Betrügereyen nun anders. Er nahm drey Papierchen, und machte sie rechts und links voll Krakenfüsse, dann bohrte er über den Bahren drey Löcher, wobey ihn jedoch, wie überhaupt bey der ganzen Stallbehüterey, niemand beschreyen durfte. In diese drey Löcher steckte er nun Zettelchen, und schlug, indem er allerley unverständliche Wörter daher murmelte, auf jedes einen Zapfen Hexenholz, das er in der Walburginacht geschnitten zu haben vorgab. War dieß alles geschehen, dann nahm er einen Hafen mit Kohlen, streute allerley stinkende Sachen darauf, und raucherte damit zwey und dreyßigmal ins Kreuz, ließ sich zwey bayerische Thaler bezahlen, und versicherte, daß nun der Böse gebannt sey, und dem Stalle nichts mehr anhaben könne.

So wenig auch seine Hokus Pokus halfen, und so oft auch Unglück in Ställen erfolgte, die der Betrüger ausgeräuchert hatte: so war doch das Volk davon nicht abzubringen. Unter die Narren gehörte nun auch Ludwig. In der Nacht nach dem Ausräuchern entstand aus einer herabgefallenen Kohle plötzlich ein Brand. Ludwig hörte das Brüllen des Viehes; öffnete den Stall; das Feuer bekam Zugluft, und griff unaufhaltsam um sich. Ludwig wollte heimlich löschen, weil damals auch in Traubenheim noch Strafe darauf gesetzt war, wenn jemand durch Nachläßigkeit Feuer auskommen ließ, wodurch denn ganz natürlich die Leute abgeschreckt wurden, sogleich Lärm

zu machen; aber alles war hier umsonst. Mit schrecklichem Ungestümm brach die Flamme heraus, und ehe noch alles in Bereitschaft zum Löschen war, stand auch die mit Stroh bedeckte und bis oben an mit Getreid gefüllte Scheune im Brand.

Glücklicher Weise hatte Wulfing kurz zuvor mit vielem Widerspruche des Dorfes eine große Wasserspritze gekauft, jeden Dorfsnachbar mit 2 Feuerkübeln versehen und allerley Löschanstalten gemacht. Die ganze Gemeinde mußte sich auf seinen Befehl vor der Linde versammeln, um die Spritze zu probiren; das Volk wurde bis zum nächsten Bach in Reihen gestellt; die erwachsenen reichten einander die vollen Eimer zu; durch die Hand der Kinder giengen die leeren wieder zurück; starke Männer übten sich in der Kunst, das Wasser hoch empor zu schütten; die Schafschwemme wurde so eingerichtet, daß man mit den Feuerkufen auf der einen Seite hinein - auf der andern hinausfahren konnte, wobey sie sich selbst füllten. Bald kommandirte Verwalter Redlich an diesem, bald an jenem Brunnen, und ließ alle nur mögliche Schwenkungen machen; gab zugleich auch Unterricht, wie man sich in diesen oder jenen Fällen verhalten müsse, und vertheilte die Geschäfte so, daß jeder Bürger nun wußte, was er bey einer Feuersbrunst zu thun habe.

Dieß alles hatte die Gemeinde für überflüßiges Spielwerk gehalten, und nur deßwillen gebilliget, weil die Löschprobe den meisten eine gar stattliche Bürgerlust schien. Nun aber lernte man einse-

sehen, daß diese Bürgerlust nützlicher als Kegelscheiben, Eyerringeln und alle andere Volksspiele waren.

Ehe noch die Fremden zu Hilfe kamen, war schon das Feuer gedämpft; aber Ludwigs Scheune und Wohnhaus lagen niedergerissen und verbrannt.

Nach diesem traurigen Vorfalle gab Heinrich geschärften Befehl, daß niemand, wer er auch sey, bey offenem Lichte mehr dreschen, riffeln oder brechen durfte. Jeder Scheunenbesitzer mußte sich eine blecherne Laterne schaffen, in welcher das Licht sicher stand. Strenge wurde darauf gesehen, daß niemand mit offenem Lichte, mit brennenden Pfeifen durch Scheunen und Ställe gieng; das Strafgeboth für die, welche Feuer aus Unachtsamkeit auskommen liessen, wurde aufgehoben; mit Stroh durfte nichts mehr gedeckt werden; die Kinder lernten schon in der Schule, wie man sich vor Feuersgefahr zu hüten, oder beym ersten Ausbruch des Unglückes zu verhalten habe, und Redlich überließ die Nachsicht, ob auch der Feuerpolizey nachgelebt würde, nicht seinem Amtsdiener allein, wie seine meisten Kollegen thun, sondern überraschte seine Amtsuntergebenen selbst, hielt strenge über der Bestrafung, und gab dadurch den Gesetzen Nachdruck und Kraft.

Eilf-

Eilftes Kapitel.

Ein böses Leben, ein böser Tod!

Ludwig war indeß ein armer Mann. Die Strafe für seine verderbliche Stallbehüterey bestand darinn, daß ihm der Gutsherr nicht unter die Arme griff; und Brandversicherungsanstalten waren noch nicht gewöhnlich. Unmöglich aber konnte er aus eigenem Beutel die Baukosten bestreiten. Er gab also die Brandstätte nebst den gebundenen Gütern von der Hand, und zog die walzenden zu einem kleinen Häuschen, das er erkaufte. Hier lebte der habsüchtige Filz, dessen ganzes Herz am Irdischen hieng, in äusserster Unzufriedenheit. Seine losen Streiche kamen ihm von nun an nie aus dem Sinne. Fast immer gieng er tiefsinnig umher, stand des Nachts auf, und lief um den Hof, war immer voll Angst, und gieng fast gar nicht mehr unter die Leute. Zuweilen sprach er allerley, das nicht gut war, und bebte manchmal wie Espenlaub, ohne daß man wußte, warum? Herr Gott! was hast du denn? was ist dir? fragten ihn öfters seine Kinder. Ludwig aber gab nur kurzen Bescheid, und die Kinder, welche er Zeit Lebens nie freundlich behandelt hatte, als nur wenn sie ihm zu losen Streichen halfen, waren am Ende auch wenig um ihn bekümmert.

Im Februar 1722 fuhr er einmal in der Früh ins sogenannte Steigholz, eine Stunde vom Dorfe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Es schlägt eilf, es schlägt zwölf Uhr Mittags, und Ludwig kömmt nicht zurück. — Gewiß sitzt der Zapf wieder beym Fischerhäusler, und sauft! sagen seine Kinder zusamm; denn so abscheulich pflegten sie von ihrem Vater zu reden. Es war auch seine Gewohnheit, wenn er ins Steigholz fuhr, sich halbe Tage ins Fischerhaus zu setzen — wo eine Kneippwirthschaft war.

Als er aber Abends nach dem Gebethläuten noch nicht da ist, gehen endlich seine Kinder aus, um ihn zu suchen. Im Fischerhause will ihn niemand gesehen haben. Sie zünden Laternen an, und laufen im Walde herum. Endlich finden sie die Ochsen mit dem Wagen so verfahren und eingeklemmt, daß sie weder vor- noch rückwärts können; aber der Vater ist nicht zu erschreyen, noch zu finden.

Die Kinder setzen am andern Tage in aller Früh ihr Nachsuchen wieder fort. Nach langem Suchen sehen sie endlich im Weiher am Fischerhause seinen Hut im Geröhricht schwimmen. Ach Herr! riefen sie, gewiß ist unser Vater gar ertrunken! — Und so war es auch. — Nach etlichen Stunden gieng der Leichnam in die Höhe. — Der Fischerhäusler aber wollte ihn nicht heraus ziehen — Der gehört dem Schinder! sagte der rohe Bauer; ich will mich nicht unehrlich machen. Dieß schreckte auch die übrigen ab, und niemand wollte Hand anlegen, bis Verwalter Redlich dazu kam, sie wacker auszankte, und mit eigner Hand den Unglücklichen ins Trockne brachte; aber zu spät, ihn noch retten zu können.

Man

Man ließ nun sogleich die geschwornen Aerzte rufen, und die gerichtliche Untersuchung wurde vorgenommen. — Da man keine Verletzung oder Gewaltthätigkeit an dem todten Körper wahrnahm: so setzte sich Pfarrer Heilmann, berichtete den Vorfall so schonend, wie möglich, dem Bischof, und fragte wegen der Beerdigung an. — Da die Selbstentleibung so ganz augenscheinlich doch nicht war: so kam vom Bischofe der Befehl, daß Ludwigs entseelter Leichnam in der Stille zu nächtlicher Weile in den Freythof begraben werden sollte. — Und dieß geschah denn auch. Durch zwey fremde Landsknechte wurde Ludwig in einen abgelegenen Winkel des Gottesackers begraben.

Der Auflauf des Volkes bey diesem Trauerfalle war groß im Walde. Gott sey seiner armen Seele gnädig! Kreuz und Herzenleid haben ihn dazu gebracht. Wenn's einem so geht, wie ihm, dann helf Gott dem Verstand! sagten die einen. — Er hat als Bösewicht gelebt, und starb auch so, sagten die andern.

Pfarrer Heilmann aber ergriff am nächst darauf folgenden Tage Gelegenheit, dem Volk manche rührende Warnung an's Herz zu legen. — Er predigte über den Text des Evangeliums: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet, und eiferte über die rohen, lieblosen Verdammungsurtheile, die seine Gemeinde über den unglücklichen Ludwig ergehen ließ. — Die meisten Selbstmörder, sagte er, entleiben sich aus Schwermuth — und diese traurige Gefähr-

sinn folgt meist nur auf ein böses Leben. — Enthaltet euch vor Sünden und Laster, und ihr werdet stets heiter und froh, und zufrieden mit euern Schicksalen seyn; denn der, welcher ein gutes Gewissen hat, wird auch beym härtesten Schicksal innere Zufriedenheit nicht verlieren.

Endlich bath Pfarrer Heilmann seine Gemeinde noch auf das rührendste, daß sie in jedem Falle, der ihnen besonders zu Herzen gieng, und wo sie sich nicht zu rathen und zu fassen wüßten, ihr Zutrauen zu ihm nehmen sollten. Es ist des Seelsorgers Schuldigkeit, sagte er, in all dergleichen Fällen seinen Pfarrkindern zu rathen, und ihnen beyzustehen. Billig müssen aber daher diese sich ihrem Pfarrer entdecken, und seinem Rath folgen. Ihr Leben, ihre Ruhe, ihre Glückseligkeit in dieser und jener Welt sollen und werden jedem Priester heilig seyn, der seine Gemeinde liebt. Keine Stunde der Nacht wird ihm zu unbequem seyn, die er in ihrem Dienste und zu ihrem Besten durchwachen kann. Faßt doch auch Zutrauen zu mir, ihr Lieben! und glaubt, daß ich euer innigster Freund bin; daß ich keinen seligern Gedanken kenne, als den, einst in eurer Mitte vor dem Vater aller Menschen zu stehen, und sagen zu können: Herr! hier bin ich, und hier sind auch die, die Du mir gegeben hast. Laß uns Deine Herrlichkeit sehen!

Diese Zutraulichkeit, zu welcher Heilmann hier ermahnte, genoß er, in der Folge besonders, so uneingeschränkt, daß er die allgemeine Zuflucht aller

war,

war, die eines Rathgebers oder Vermittlers bedurften. Seine schonende Liebe nahm auch die fehlervollsten Menschen freundlich auf. Niemand, als nur ein ganz Verdorbener, machte daher vor ihm ein Geheimniß aus seinen Fehlern; und wenn der Vorfall eine Feindschaft oder was ähnliches betraf, so war man der Wirksamkeit seiner Vermittlung schon im voraus gewiß. In solchen Fällen aber hörte Heilmann nicht etwa den einen Theil, und verdammte den andern. — Gehet hin! sagte er, und werdet erst mit euerm Widersacher eins, daß ihr mich zum Rathgeber und Vertrauten machen wollt; kommt dann beyde zu mir, oder ruft mich zu euch, und erzählt mir den Streit. Dann erst kann ich euch rathen, und wenn mir Gott die Freude schenkt, vielleicht Friede stiften. — Laßt uns zu unserm Pfarrer gehen! sagten die Streiter zusamm. Er soll uns beyden sagen, wo wir gefehlt haben, und seinem Rathe werden wir folgen. Heilmann suchte dann vor allem den ersten Grund ihrer Zwietracht auf; ließ sich alles erzählen, und gab jedem Regeln und Rath. Die Streitenden versöhnten sich in seinem Beyseyn, und segneten den Mann, der ihnen so liebvoll und unpartheyisch zum Frieden half. Heilmann aber, der nicht auf Geschenk und Gaben zählte, genoß den überschwenglichen Lohn für seine Sorgfalt in dem herzlichen Händedruck und in der Uiberzeugung, Gutes gestiftet, und seine Pflicht erfüllt zu haben.

O Gott! wie muß das Glück erfreuen,
der Retter einer Seele seyn!

Möchten alle Gemeinden ihrem Seelsorger truglos ihr Herz öffnen, und ihm das süße, schöne Glück, ihre Seelen zu retten, gönnen;

Zwölftes Kapitel.

Ein windiger Hofschranz verschwindet, und ein alter Eisenfresser erscheint dafür.

Moritz von Schleich, auf den wir nun wieder zurück kommen, hatte es indeß auf's höchste gebracht. Im Jahre 1721 wurden die Einkünfte seines Ritterguts zum Besten der Gläubiger eingezogen, und mit genauer Noth erhielt er noch hundert Thaler jährliche Renten. In dieser traurigen Lage verließ ihn seine Schwester, und zog zu einer alten Base auf's Land, wo sie nach durchgesündigter Jugend als alte Bethschwester starb. Ihr Bruder suchte sich indeß durch's Spiel zu helfen; aber das Glück schien ihn auf allen Seiten verlassen zu haben. Der Fürst nahm ihm seiner schlechten Aufführung wegen den Titel und zugleich die wenigen Mittel ab, die die Kammerherrschaft abwarf; sein Ansehen war in allen Gesellschaften gesunken, und die Gläubiger, die er sich erst nach der Sequestration zugezogen hatte, waren so ungestümm, daß er sich genöthiget sah, sein Gut gar zu verkaufen. Ein kaiserlicher Obrist, Julius

von

von Marschland, der seinen Posten niederlegen, und sein Leben in Ruhe auf dem Lande beschliessen wollte, both ihm 70000 fl., und versprach ihm noch über dieß eine Lieutenantsstelle bey seinem Regimente. So wenig Junker Moritz Lust hatte, sich auf's Wohlseyn irgend eines Fürsten todt schiessen zu lassen: so war doch in seiner traurigen Lage kein anderer Ausweg. Von dem Kaufschillinge blieben ihm noch etliche hundert Thaler; mit diesen zog er nach Böhmen zum Regimente, war auch in seinem neuen Stande ein Taugenichts, und starb endlich, als nach Karls des VI. Tod der Krieg ausbrach, vor Furcht und Erwartung der Dinge.

Julius von Marschland, ein Herr von etlich und sechzig Jahren, war also der neue Nachbar unsers Heinrichs. Letzterer freute sich schon im voraus der neuen Bekanntschaft; ersterer aber desto weniger: denn er war, wie weiland Kunz von Traubenheim, ein Erbfeind aller Hofleute. Niemand galt etwas in seinen Augen, der nicht das Glück hatte, Soldat zu seyn. Feine Sitten waren ihm Heucheley; Gelehrsamkeit schien ihm nur Silbenstecherey, und die ganze Rechtsgelehrsamkeit glaubte er mit Degen und Stock entbehrlich machen zu können. — Wahrheit gieng ihm indeß über alles; dazu war ihm die Gabe verliehen, sie immer recht eckicht zu sagen, und nebenbey musquetiermäßig zu fluchen. Seinen Dienst würde er nimmer verlassen haben, aber eine Wunde, die er 1716 bey Peterwardein am linken Fuße bekommen hatte, fieng seit ein Paar Jahren

an,

an, ihm äußerst beschwerlich zu werden, so, daß er oft halbe Wochen im Bette zubringen mußte. Jede Wetterveränderung machte ihm Schmerzen an der zerspalteten Kniescheibe. Das Rothlauf, mit dem er behaftet war, zog sich alle drey bis vier Wochen dahin, und überhaupt hatte seine Gesundheit bey dem Türkenkriege gelitten.

Einer seiner Freunde rieth ihm daher, das Rittergut zu Langenhausen zu kaufen, und sich dahin in Ruhe zu setzen. Marschland fand den Vorschlag nicht übel, weil er sich nichts kläglichers denken konnte, als bloß über dicke Thaler zu kommandieren. Diese verwandte er also zur Erkaufung des Ritterguts, und zog im Sommer 1724 sammt einer einzigen Tochter, die ihm seine verstorbene Gemahlinn zurück gelassen, in Langenhausen ein.

Unter den Antrittsbesuchen, die er Ehren halber nun machen mußte, war ihm der Traubenheimer am beschwerlichsten. All mein Lebtage, sagte er, hab' ich das Stadtbedientenvolk geflohen, wie die Pest, und nun führt mich das Unglück gerade zu einem Hofhaasenjunker! ! Voll Ingrimm über die leidige Sitte, Besuche zu machen, die einem nicht anstehen, setzt er sich zu seinem Konstant, (einem Feldwebel, den er aus Böhmen mitgebracht,) in den Wagen, und fährt mit ihm nach Traubenheim zu.

Heinrich, dem Marschland schon als ein rauher Soldat geschildert wurde, empfieng ihn in seiner alltägigen Jägeruniform vor der Thür. Willkom-

kommen, Herr Nachbar! rief er ihm entgegen, und both ihm einen deutschen Handschlag. Auch willkommen! willkommen! sagt Marschland mit erheitertem Gesichte, und schüttelt ihm freundlich die Hand. Glück auf zur Nachbarschaft! — Heinrich führt ihn ins Zimmer, Gottfried bringt augenblicklich Wein und Stutzengläser. Auf gute Freundschaft! Alle Deutschen sollen leben! trinkt Heinrich dem Obristen zu. — Vivat Nachbarschaft hoch! Ich habe einen balsamirten Hofjunker erwartet, und finde einen veritabeln Soldaten! Aber desto besser schmeckt nun ein Glas Wein in nachbarlicher Traulichkeit! ruft der alte Türkenfeind in der Begeisterung aus, und entschließt sich, sogar alle Hofherren hoch leben zu lassen. Zuletzt wird er mit Heinrich so vertraut, daß er nicht anders mehr zu ihm sagt, als: Hört Ihr, Nachbar Traubenheim! Heinrich muß versprechen, ihn bald und oft zu besuchen, und erst ganz spät wird Konstant, (der indeß gleißfalls mit Gottfried auf gute Nachbarschaft trank,) beygerufen, um Anstalt zur Abreise zu machen. Marschland läßt sich noch gefallen, aus der Faust einen Schinken zum Abschied verzehren zu helfen. Komm her, Kriegskamerad! mach auch mit, und hau ein! ruft er seinem Konstant zu. Wir sind in einem deutschen Hause, wo der brave Diener mit seinem Herrn essen darf. Nicht wahr, Nachbar Traubenheim? Bravo, bravo! sagt Heinrich. Komm, Gottfried! und laß dir's auch schmecken! — Deine Gesundheit, Konstant! Deine Gesundheit, Gottfried! trinken sie zuletzt ihren Bedienten

ten zu, und diese wieder: Auf's lange Leben und Gesundseyn unserer gnädigen Herren! und allen Bedienten in der Welt solche Herrschaften! Marschland dachte sich dabey noch einmal so lebhaft in den Türkenkrieg zurück, wie da Gemeiner und Offizier auf der mütterlichen Erde zusammen schmausten, daß er im Jubel des Peterwardeiner - Unglückes vergaß, und sich rüstig auf seinen bleßirten Fuß schwang. Er und Nachbar Heinrich umarmten sich in der Begeisterung wohl zehnmal, und versprachen zum Abschied ewige Freundschaft bey Himmel und Hölle. —

Blitz Granaden! das ist dir ein seltner Vogel von einem Jagdjunker — ein veritabler Soldat! sagt Marschland unter Wegs zu seinem Feldwebel, und beyde sind unerschöpflich, den Herrn von Traubenheim lobzupreisen.

Eins aber hätten Sie noch sehen sollen, Herr Obrist! sagt Konstant! die Arbeitsschule im Schlosse. — Was Teufel ist das für ein Ding: Arbeitsschule? fragt dieser. — Ja, das ist eine Schule, wo die Kinder gerade so arbeiten lernen, wie man in andern Schulen Lesen, Schreiben und den Katechismus lernt, und die Schulmeisterinn ist Ihnen — ein Mädel — so giebt's in neun Herrenlanden keines! — Und die Kinder, potz Schwadron! die spinnen, nähen, stricken und klöpfeln, daß es eine Lust ist, ihnen zuzusehen! Ich glaube gar, Pursche! du hast dich in deinen alten Tagen in die Schulmeisterinn verplempelt? sagte der Obrist. Fast so was, erwiedert Konstant; aber Gottfried, der mich in die Schule führte, ist schon vorgekommen.

Unter dergleichen Gesprächen kommen sie wieder in Langenhausen an. — Ey, wie lange sind Sie nicht ausgeblieben, lieber Vater! sagt Fräulein Marianne. Die Nothvisite muß Ihnen doch gut angeschlagen haben. Gut, meynst du? schreyt der Alte. Vortreflich! vortreflich! Das ist ein Mann nach Unserm Fuß! Ein wahrer Gerad durch die Welt! Sechs tausend Gulden ist Langenhausen um der Nachbarschaft willen mehr werth! Nächster Tagen kommt er zu uns, und dann sollst du selbst sagen, ob er nicht ein veritabler Soldat ist.

Marianne, die sich nach dieser Schilderung eben nicht das beste Bild von unserm Heinrich gemacht hatte, fand alle ihre Erwartung übertroffen, als er nach etlichen Tagen in ihrem väterlichen Hause ankam. Und Heinrich vergaß den alten Türkenfeind ganz über seiner schönen Tochter. Diese, ein Fräulein von noch nicht zwanzig Jahren, war unter ihres Vaters Aufsicht, (denn ihre Mutter war schon lange todt,) als die kunstloseste Tochter der Natur aufgewachsen. Ihre Schönheit — und noch mehr ihre Leutseligkeit gegen Jedermann, die unablässigste Geschäftigkeit in Besorgung der Hauswirthschaft und die glücklichste Unwissenheit in allen Künsten der Verstellung machten sie zu dem liebenswürdigsten Geschöpfe. Ungezwungen und herzlich grüßte sie den jungen Freund ihres Vaters — und machte beym ersten Anblick schon einen tiefen bleibenden Eindruck auf Heinrichs Herz.

Der Tag gieng unter beständigem Gesundheittrinken, und Jubel und Freude hin. — Marschland fand immer mehr Behagen an seinem jungen Nachbar, und Heinrich rüstete sich zum Aufbruch. — Beym Abschiede wollte er sich auch bey dem Fräulein, das eben nicht zugegen war, beurlauben — aber der alte Soldat hielt das für überflüßigen Zierrath. Laßt die Komplimente, Nachbar Traubenheim! rief er. Wir thun gegen einander wie zu Hause! Schenk ein, Konstant! Alle Komplimente sollen sterben!

Wider Dank und Willen mußte Heinrich, dem es schon nicht mehr um leere Komplimente zu thun war, mit trinken, und Langenhausen ohne Abschied vom Fräulein verlassen. Er konnte sie nicht mehr aus seinem Sinne bringen, und da es für ihn nothwendig war, sich in Bälde zu verehlichen, so beschloß er, Mariannen sich zur Gattinn zu wählen, und durch diese Heurath Traubenheim und Langenhausen noch näher zu verbinden, als es diese zwey glückliche Dörfer durch natürliche Lage schon waren.

Unverhoft erhielt er eines Tages eine Zurückberufung an den Hof, an dem er bisher als Jagdjunker gestanden war. — Der alte Obristjägermeister war gestorben, und er an seine Stelle ernannt — und kurz und gut entschließt er sich nun, auf der Stelle nach Langenhausen zu reiten, zuerst Mariannens Gesinnungen für ihn zu erforschen, und dann, wenn sie die Seinige werden wollte, bey ihrem Vater um ihre Hand zu bitten.

Glück-

Glücklicher Weise trifft er das Fräulein eben allein — geht mit ihr in den Garten, erzählt ihr die Neuigkeit, daß er Obristjägermeister geworden, und beginnt nun mit der Schamhaftigkeit eines noch unverdorbenen Jünglings seine Liebeswerbung. — Fräulein! sagte er, ich habe ein Gut — und jetzt ein Amt noch obendrein — ich kann eine Frau nun nähren — wollten Sie nicht die Meinige werden? — Eine Feuerröthe stieg nun der tugendhaften Marianne über's Gesicht. — Sie antwortet nicht — leise nur drückt sie Heinrichs Hand — und weint eine Thräne der Liebe. —

In dem Augenblicke kömmt Marschland, ohne bemerkt zu werden, in den Garten. — Guten Abend! ruft er, guten Abend! — Heinrich und Marianne werden über und über roth, und ersterer kann in seiner Verlegenheit nichs anders sagen, als: Guten Abend, Herr Nachbar!

Marschland, der sich die Verlegenheit seines sonst so offnen Nachbarn Trauberheim nicht deuten konnte, und jetzt noch obendrein sah, daß seine Marianne geweint habe — stellte sich arge Dinge vor und gerieth auf einmal in eine fürchterliche Wuth. — O möchten die Eltern unserer Zeiten so besorgt für die Unschuld ihrer Töchter seyn, wie es Obrist Marschland, obgleich Soldat, für die Tugend seiner Marianne war — möchten alle Väter in einen so schönen Zorn gerathen, wenn sie ihre jungen Töchterchen bey jungen Purschen so heimlich und allein antrefen! !

Herr!

Herr! rief der alte Obrist wüthend, Herr! was sind das für Händel? heißt das wie ein ehrlicher Kavalier handeln? Kurz und gut, wollt Ihr meine Tochter wieder zu Ehren machen, oder nicht? —

Der Verdacht ihres Vaters kränkte Mariannen unbeschreiblich — ein Strom von recht heissen, bittern Thränen stürzte aus ihren Augen — aber Heinrich faßte sich, und voll des edelsten Selbstgefühls trat er mit männlichem Ernste zum aufgebrachten Vater hin. — Nachbar Marschland! sagte er, Sie tödten uns durch den grausamsten Verdacht! wir sind unschuldig! — So eben erhielt ich eine Anstellung als Obristjägermeister am Hofe meines Fürsten; brennend vor Begierde floh ich hieher, zuerst Ihnen mein Glück zu melden, und dann um die Hand Ihrer vortreflichen Tochter zu bitten — ich fand Ihre Tochter allein — warb um ihre Liebe — und in dem Augenblicke kamen Sie, und überraschen uns — doch, ich hoffe auch jetzt noch auf Ihren väterlichen Segen!

Marschland, über den Heinrichs Redlichkeit schon gesiegt hatte — sagte drohend mit dem Finger: — Nachbar! Nachbar! ist es nicht Kriegslist?

Heinrich. Bey Gott nicht!

Marschland. Auf Ritterehre?

Heinrich. (ihm die Hand biethend) Auf Ritter- und Männerehre!

Marsch-

Marschland. (sich eine Minute besinnend) Nun Topp, es gilt! (ihm die Tochter entgegen schiebend) Da hast du sie in Gottes Namen — unsere Güter liegen ohnehin gattlich beysammen; aber den Ehestand will ich sehen, den man mit Heulen schon anfängt.

Dreyzehntes Kapitel.

Juchhe eine Hochheit! Und noch dazu die des gnädigen Herrn!

Ich übergehe jetzt Konstants und Gottfrieds Freudensprünge, den Jubel in Traubenheim und die gleiche ungetheilte Freude aller Einwohner, die ihren wahrhaft gnädigen Herrn so vom Herzen liebten. Obrist von Marschland gab sich vollkommen zufrieden, und trank mehr auf die Gesundheit seines Schwiegersohns, als ihm selbst gut war. Das grosse Hochzeitsbanket, das er Anfangs im Sinne hatte, unterblieb, weil Heinrich, wie der Obriste sich ausdrückte, nur a la Campagne getraut seyn wollte. Niemand war dabey zugegen, als die Dienerschaft von Langenhausen und Traubenheim. Pfarrer Schorr genoß die Ehre, das Brautpaar einzusegnen, nicht wie es heut zu Tage bey adelichen und vornehmen Leuten geschieht, im Tafelzimmer — son-

dern in der Kirche. Der gottesfürchtige Heinrich, dem der Glaube seiner Väter noch heilig war, und die fromme Marianne traten wie gemeine Leute vor den Altar hin, empfiengen mit wahrer Andacht die priesterliche Einsegnung, und alle Einwohner Langenhausens erbauten sich darüber. — Der Schulmeister aber verherrlichte diesen Tag durch eine Musik, zu der er selbst die Verse gemacht hatte. Ein Haufen Kinder schrie ihm so gräßlich in die Wette, daß der alte Obrist mehr als einmal versicherte, nur beym Angriffe der Türken etwas ähnliches gehört zu haben. Lieberich machte die Anmerkung, daß Schlaghart ohne Zweifel aus dem Tone würde gekommen seyn, wenn er die Vorsicht nicht gebraucht hätte, gar nicht hinein zu kommen. Als aber der musikalische Wundermann ein Solo sang, in welchem er die Empfindungen des Herrn Bräutigams auszudrücken suchte, verzog sich Aller Mund zum Lachen. Obrist von Marschland nahm von dem zärtlichen Solo Gelegenheit, über Tisch den armen Schulmeister unbarmherzig zu schrauben; dieser aber hatte gleichwohl die Dreistigkeit, sein Machwerk dem hohen Brautpaar in geschnörkelter Frakturschrift als Hochzeitgeschenk zu überreichen. Zu Ehren des Fräuleins waren Worte, die sie angiengen, allzeit mit rother Dinte geschrieben, und das ganze Titelblatt mit brennenden Herzchen bemalt.

Schlaghart, dem die unverdiente Ehre widerfuhr, mit an der Tafel zu sitzen, war indeß mit seinem musikalischen Meisterstück vollkommen zufrieden;

aber ein anderer Umstand verdarb ihm den Appetit. Wulfings Anblick rief ihm nämlich die Jud Schomelschen Händel so lebhaft ins Gedächtniß, daß er schon vor dem Essen immer von einer Ecke in die andere schlich, um nicht mit ihm zur Sprache zu kommen, und über dem Essen weder zu sprechen, noch seine silberne Dose zu präsentiren getraute, aus Furcht, Herrn Wulfing an sein Daseyn zu erinnern. Dieser schien sich aber ohne dieß um Herrn Schlaghart gar nicht zu bekümmern. Nur Redlich konnte seine Schraubereyen nicht lassen, und sprach einmal um's anderemal von höflichen Salutationen, vom Jud Schomel und ähnlichen Dingen, derer Erwähnung unserm Herrn Schlaghart durch alle Glieder fuhr.

Nicht weniger als Schlaghart war auch sein Herr Pfarrer in Verlegenheit; auch er konnte sich der neuen Verbindung zwischen Langenhausen und Traubenheim nicht freuen — und versah sich vom Wulfing und Redlich nicht viel Gutes — aber seine Furcht war vergebens; — ja diese beyde edeln Menschenfreunde unterstützten sogar, von niederer Rachsucht weit entfernt, das Gesuch des Schulmeisters um eine jährliche Zulage, weil er sich Alters wegen genöthiget sah, sich einen Schulhalter zu nehmen. — Auf ihr Zureden entschloß sich endlich Obrist von Marschland, ihm eine Zulage von 50 fl. unter der Bedingniß zu verwilligen, daß er nun einen von der Herrschaft vorgeschlagenen Schulhalter annehmen müßte. Mit diesem lebte er in Hader und Streit, bis ihm endlich nach drey Jahren der Tod

Stillschweigen auferlegte, nachdem er hundertmal die Gewährung seiner Bitte beseufzt, und den alten Obrist überlaufen hatte.

Doch, wir kehren wieder zur stattlichen Tafel im herrschaftlichen Schloße zurück. Obrist von Marschland war unerschöpflich in Erfindung neuer Gesundheiten, deren jede aus etlichen Pällern im Schloßgarten angeschossen werden mußte. Mit innigem Wohlbehagen hatte er sich eben über dem Geplatz in allen Belagerungen und Schlachten seines Soldatenlebens zurück geträumt, als unerwartet ein polnischer Dudelsack und etliche Schalmeyen im Schloßhofe ertönten; alles flog an die Fenster. Eine Schaar junger Leute von Langenhausen und Traubenheim zog eben im festlichsten Aufputz herein. Ein Traubenheimer-Bursche, weiß gekleidet und mit grünen Bändern bestrickt, führte hinter der Musik eine mit vergoldeten Hörnern und einem Kranze von Bux und Flittergold gezierte Kalbe daher. Hinter ihm in eben dieser Tracht ein Laugenhäuser-Bursche, zwey Mutterschafe, deren Wolle mit Kränzchen und Maschen besteckt war. Diesem folgte ein Zug junger Leute aus beyden Dorfschaften, alle wie Hochzeiter und Bräute geschmückt, und endlich beschlossen zwey weiß geschürzte Knaben als Mundschenken den Zug.

Nach dreymaligem Umzuge traten ein Paar Jungen mit gefüllten Gläsern gegen das Schloß. Auf's Langleben und Gesundseyn des gnädigen Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut! riefen sie aus,

und beugten sich rücklings, auf gut fränkisch die vollen Gläser zu leeren. — Gebt Feuer! gebt Feuer! schrie der alte Obrist in den Garten hinaus; die beyden Trinker aber erbathen es sich zur Ehre, die Kalbe nebst den zwey Mutterschafen als kleine Hochzeitgeschenke in den herrschaftlichen Stall führen zu dürfen. — Heinrich von Traubenheim theilte Geld unter sie aus, und Marschland ließ sie zu ihrem Tanze, den sie nun um die Linden des Schloßes begannen, stattlich bewirthen.

Wenige Tage darnach ward in Beyseyn der Herrschaften auf beyden Markungen Treibjagd gehalten. Die Bauern hatten den gröbsten Rost von ihren Flinten gefegt, und sich auch unter die Schützen gemengt. Unter diesen war auch der ehemalige Schultheiß Block. Nachdem abgefeuert war, trollte er gutes Muths hinter dem Jäger Birschmann von Traubenheim her, und hielt diesem die Mündung seines Gewehres gerade auf den Rücken. Unverhoft sprang ihm das Schloß aus der Ruhe, und Knall und Fall stürzte der alte Birschmann ohne Rettung zu Boden. Lautes Geschrey erfüllte die Luft; Block aber konnte vor Schauder weder vor- noch rückwärts. Desto gelenker war der alte Obrist. Von seinem soldatischen Feuer ergriffen, riß er flugs dem erschossenen Jäger die Jagdpeitsche vom Rücken, und hieb unbarmherzig über den Block her; dieser aber fühlte vor Entsetzen die Schläge kaum, und glaubte, für die schreckliche That seiner Flinte wenigstens gehangen zu werden, bis sich Heinrich von Trau-

benheim seiner erbarmte. Jetzt erst heulte er, und rang die Hände gegen Himmel. Niemand aber war außer ihm bekümmerter als Heinrich. Das ist zum Theil unsere Schuld, sagte er zum Obristen; warum lassen wir jeden Dumrian mit der Flinte zur Jagd?

Von der Zeit an mußte jeder Schütze gleich Anfangs sein Gewehr dem Revierjäger zur Untersuchung vorzeigen. War ein Fehler daran, so durfte die Flinte nicht mit zur Jagd. Auf dem Marsche mußte jeder Schütz das Gewehr so auf den Rücken hängen, daß die Mündung gerade in die Luft gieng, und bey der Jagd selbst wurde über die unwissenden und Unvorsichtigen strenge Aufsicht gehalten. Das Geschehene aber war durch alle Vorsicht nicht mehr zu ändern; und auch hier wurde das Sprüchwort wahr: Wenn die Kuh aus dem Stall ist, macht man die Thür zu. Gottfried erhielt die Stelle des alten Birschmanns; heurathete Lieberichs Ricke, und lehrte nun die jungen Leute des Dorfes mit gedoppeltem Eifer die Baumzucht. Gleichen Eifer bewies sein Weib in der Arbeitsschule, bezog dafür auch ferner die gesetzte Besoldung, und konnte der Schule, weil sie nur ein einziges Kind, einen Sohn, bekam, den wir in der Folge werden kennen lernen, auch fast ununterbrochen vorstehen.

Vierzehntes Kapitel.

O weh, eine Leiche! Ach, sie haben einen guten Mann begraben!

Gegen die Mitte des Novembers verließ Heinrich mit seiner Gemahlinn den fränkischen Boden von heißen Abschiedsthränen seiner Unterthanen begleitet. Mit schwerem Herzen sagten ihm besonders die beyden Beamten nebst dem Pfarrer das Lebewohl. Indeß war doch seine Gegenwart nicht mehr so unentbehrlich, als im Anfange der neuen Dorfseinrichtung, welche in seiner Abwesenheit gewiß nicht so schnell, oder gar nicht zu Stande gekommen seyn würde; denn das Volk, wenn es gut regiert werden soll, will in der Nähe regiert seyn.

Heinrich erkannte dieß wohl, und gab daher seinen Beamten in vollem Vertrauen auf ihre Redlichkeit und Einsicht unumschränkte Gewalt, in allen Fällen, wo das Umfragen irre führen könnte, zu thun, was ihnen gut dünkte. Durch dieses Zutrauen aufgemuntert, suchten aber auch diese die Erwartung ihres Herrn nicht nur zu erfüllen, sondern, wo möglich, zu übertrefen.

Redlich, der kluge, fleißige, bescheidene Mann, war unablässig bemüht, seinem Pathen das Amt zu erleichtern; aber nicht aus den Händen zu reissen. Was Wulfing vorschlug, das gerieth unter Redlichs Aufsicht, und den Ruhm davon überließ er immer

mer dem menschenfreundlichen Alten. Nichts that er ohne dessen Vorwissen und Billigung, und wenn sie verschiedener Meynung waren: so zog er sich immer bescheiden zurück. Sie stritten beyde so wenig um Alleinherrschaft und Vorrecht, daß sie vielmehr oft über ihre gegenseitige zu große Bescheidenheit in freundschaftlichen Wortwechsel geriethen. Die Wirthschaft überließ Redlich ganz allein seinem Pathen, und fügte sich dabey so zufrieden in alles, daß Wulfing nicht genug Worte finden konnte, seinen Konrad zu preisen.

Indeß rückte Wulfing immer tiefer ins Alter, und fand allmählig die Wirthschaft beschwerlich. Er wünschte eine junge Hausmutter um sich zu sehen; übergab daher seinem Pathen den größten Theil der Besoldung, und wünschte nun ein ruhiger Kostgänger an dessen Tisch zu werden. Redlich entschloß sich also, die Schwägerinn seines Streitberger-Wohlthäters, Namens Helene, die er als ein Mädchen von 16 Jahren kennen gelernt hatte, zur Gattinn zu wählen, und wurde mit ihr im Frühlinge 1727 kopulirt.

Wulfing lebte bey seiner jungen Hausmutter, die er nur seine Tochter hieß, neu auf. Bin ich nicht ein Schooßkind des Glückes, ich alter Junggeselle! sagte er mehr als einmal. Hab' ich doch ein Paar Kinder ohne Müh, die mich mehr lieben als einen Vater!

Nur kurze Zeit aber sollte Wulfing diese Freude geniessen. Gegen den Frühling des folgenden

Jah-

Jahres kam er zusehends je mehr und mehr von Kräften. Seine Geistesheiterkeit verließ ihn zwar nie ganz; aber der Körper nahm täglich mehr ab. In der Mitte des Sommers war er schon so sehr entkräftet, daß er nicht mehr allein über das Zimmer gehen konnte. Helene pflegte seiner wie die dankbarste Tochter; alle Arzneyen bekam er aus ihrer Hand; auf ihre Schulter mußte er sich stützen, und an ihrem Arm sich heben.

Eines Abends, als eben Helene, wie gewöhnlich, mit ihrer Arbeit an seinem Bette saß, ihm die Zeit zu verkürzen, kam Peter, Rulli's jüngster Sohn, herein, dem Herrn Verwalter zu melden, daß sein Vater unten im Tennen sey, sich aber nicht getraue, unangemeldet herauf zu kommen, weil er fürchte, durch seinen Anblick, (er hatte die Wassersucht,) die junge Frau zu erschrecken. — Was? — fragt Wulfing, dein Vater! Besucht ein Sterbender den andern? Ist er nicht geschwollen bis an die Brust? — Freylich, sagt Peter; aber er laßt uns keine Ruh, und will mit Gewalt seinen Herrn Wulfing noch einmal sehen. Mit saurer Müh brachte ihn hierauf Peter herein. Die Füsse waren dem alten Vater in warme Tücher gewickelt, und der Leib spannte vor Wasser. Mit der einen Hand hielt er sich an seinen Sohn, und mit der andern stützte er sich am Stabe. Ach, ich kann nicht sterben! sagte er, bis ich ihn noch einmal gesehen habe, lieber Herr Wulfing! Setzt euch, Meister Rulli! hier neben mir auf den Lehnstuhl, sagt Wulfing, und be-

zeugt

zeugt seinen Dank für den Besuch. Sind wir nicht ein Paar arme Menschen! ! Ja wohl, ja wohl! arme Menschen! ! erwiedert Nulli. Das Wasser schmerzt mich Anfangs recht. Ich warte sehnlich auf's Ende. Dreymal bin ich schon angezapft, und in sechs bis acht Tagen ist der Leib allezeit wieder voll. Doch, das wollt' ich gerne leiden, müßt ich nur nicht denken, daß es meiner Jugend Sünden Schuld ist! Das unordentliche Leben, als ich noch Spielmann war, und besonders das viele Trinken. — O, das viele Trinken muß ich hart büssen; Immer hielt ich's für blauen Dunst, wenn uns der selige Herr Pfarrer vorstellte, wie's mit den Säufern am Ende geht. — Jetzt erfahre ich zu spät, daß er wahr gesagt hat. Aber meinem Peter hab' ich mich schon oft zum Beyspiel vorgestellt. Ich würde fast verzweifeln im Elende, wenn mich nicht das noch ein wenig tröstete, daß ich doch einige Jahre vor dem Unglück schon mein Leben geändert, und die Sünden meiner Jugend bereuet habe; und so, hoffe ich, wird mein Gott mir im Sterben und beym Gerichte gnädig seyn. Aber bey alle dem ist es doch ein ander Ding, wenn man so, wie er, lieber Herr Wulfing! da liegt, und vor Alter vermattet; wenn man sich nichts vorzuwerfen hat, und sagen darf: Das hat Gott gethan!

Eben kam Redlich aus der Schreibstube. Mit Erstaunen sah er den unglücklichen Nulli, der die von der Wassersucht glänzende Hand gegen ihn ausstreckte. Er und Wulfing trösten ihn gemeinschaftlich;

werden aber bald von Peter Rulli unterbrochen, der indeß fortgegangen war, und jetzt mit der Harfe seines Vaters zurückkam. Liebster Herr Redlich! sagte der Alte, indem er die Harfe dem jungen Herrn Verwalter hingab; hier ist die Harfe seines frommen Herrn Vetters wieder. Ich gebe sie ihm zum Erbstücke. Dieser Harfe und dem Franz Wenner verdank' ich's nächst Gott, daß ich so ziemlich getrost sterben kann. Ich habe meine Bußthränen auf diese Harfe geweint. Behalt er sie zum Andenken seines guten, frommen Herrn Vetters, und denk' er, wenn ich todt bin, auch manchmal an mich nur mit etlichen Vater unsern! — Mit gerührtem Danke und mit Wehmuth nahm Redlich die Harfe. Rulli lebte noch einmal neu auf, und freute sich, mit Wulfing bald in die Gesellschaft ihres lieben Pfarrers, des frommen Ehrlichs, zu kommen, der ihnen schon längst zu den Freuden einer bessern Welt vorangegangen war.

Vierzehn Tage nach diesem Besuch starb er. Da zu dieser Zeit, wie ich schon einmal erinnerte, auch bey den Katholischen die Leichenpredigten üblich waren, so predigte Pfarrer Heilmann über den Text: Es wird große Freude seyn vor den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, und erzählte zum Eingang diese Geschichte. Mit inniger Rührung saß die Gemeinde vor ihm, und der Eindruck blieb Jahre lang unerlöscht, den Rulli's Leben und Ende und seine Leichenpredigt gemacht hatte.

Nach etlichen Wochen starb auch Wulfing mit der Heiterkeit eines Christen; hinterließ seinen getreuen Kindern, Redlich und seiner Gattinn, (was manche wenig achten,) tausend Segenswünsche zum Vermächtnisse, und wurde, seinem Willen gemäß, ohne Prunk und Aufwand, so wie ein schlichter Landmann, begraben; aber alle Einwohner Traubenheims standen auf dem Gottesacker, und weinten dem guten, redlichen Beamten ihren herzlichen Dank ins Grab nach. Jetzt erst gieng's ihnen recht zu Herzen, wie gut er's mit ihnen meynte. Lange vor seinem Ende hatte Wulfing seinen Lebenslauf selbst aufgesetzt und niedergeschrieben, und öfters bath er den Herrn Pfarrer, daß er selben nach der Begräbniß ablesen möchte. Das ganze Volk schluchzte laut auf bey Vorlesung desselben; denn es war allen, als hörten sie zu guter Letzt noch die Stimme des redlichen Greises.

Noch im Herbste dieses Jahres (1728) ließ Redlich, welcher Wulfings Stiefschwester bis an ihr Ende bey sich behielt, an der einen Mauer des Gottesacker zum Gedächtniß seines Pathen ein langes Dach bauen, unter welchem man bey übler Witterung trocken steht. Ein Mann, der, so lang er gelebt, immer nützte, muß auch ein nützliches Grabmahl bekommen, sprach er, setzte aber auch unter das Dach einen Leichenstein, der noch heute ganz unversehrt dasteht, mit der Aufschrift:

Gemeinschaftliches Grabmahl

Christian Anton Ehrlich's,

gewesenen Pfarrers zu Traubenheim

Hochwürden,

gebohren 1669, zum Priester geweihet 1692, und gestorben 1716 — alt 47 Jahre.

und

Konrad August Wulfings,

gewesenen Beamtens in Traubenheim,

gebohren 1651, und gestorben 1728, alt 79 Jahre.

R. I. P.

†.

Zwey Freunde ruhen hier, ein Lehrer und ein Richter;
Ein Volk, durch sie beglückt, senkt sie mit Thränen ein.
Kein Grabmaal preise sie, und kein gedung'ner Dichter;
Bescheiden, wie ihr Herz, sey auch ihr Leichenstein.

Geh hin, beglücktes Volk! deß Führer Eintracht ehrten,
Erfülle, was sie dich durch Wort und Beyspiel lehrten!

Vergiß die Ehrenmänner nie,
Und bethe dankend auch für sie!

D. M. S.

Conrad August Redlich.

Fünfzehntes Kapitel.

Selten ist ein Schaden, denn es ist ein Nutzen dabey.

Bald nach Wulfings beweintem Ende riß eine Kopfkrankheit in Traubenheim ein, die in der Gegend verschriener war als die Pest, und gegen dreyßig Menschen wegraffte, unter welchen der ehemalig reiche Hans bey weitem der entbehrlichste war. Des Bettelstabes zu gewohnt und zu alt für schwere Arbeiten, mußte er größtentheils durch Almosen erhalten, und zuletzt auf Kosten der Gemeinde beerdiget werden.

Den empfindlichsten Verlurst erlitt das Dorf an zwey Männern, deren Namen schon mehrmals in der Geschichte des Dörfleins vorgekommen sind: **Niklas Wenner**, der Redliche, sank unter diesen zuerst in das Grab, noch vor ihm auch sein Weib durch die nämliche Krankheit. Bald nach diesen beyden starb ihr vertrautester Freund **Romel**. Es ist ein sehr übler Gebrauch, daß die Leute fast überall nach den Verwandtschaften oder nach der Willkühr der Hinterlassenen begraben werden müssen. Da geschieht's denn öfters, wo die Freythöfe enge und klein sind, daß Gräber zu früh geöffnet, und halbvermoderte Uiberreste der Leichname ausgegraben werden. Dieß verursacht böse Luft, und ist offenbar der Gesundheit der Dorfseinwohner sehr schädlich. — In Traubenheim, wo schädliche Luft mit so rastloser

Thä-

Thätigkeit zum Besten des Landmannes ausgerottet wurden — konnte sich auch dieser Mißgebrauch nicht mehr halten, und die Todten wurden der Reihe nach begraben; da traf sich's nun, daß zufälliger Weise gerade Niklas und Romel neben einander zu liegen kamen. Ihre Freundschaft war auch auf die Kinder geerbt. Franz Wenner, Nikla's ältester Sohn, der den väterlichen Hof bekam, heurathete die jüngste hinterlassene Tochter des Wirths, und Martin Romel, der als Kind dem Schullehrer Lieberich den ersten Gedanken eingab, sich um den Dienst zu melden, hatte schon seit einigen Jahren Franzens Schwester zum Weibe, und führte mit ihr auf seinem väterlichen Hause die Wirthschaft. Beyde Päärchen, an Fleiß, Ordnung und Tugend sich gleich, lebten in den glücklichsten Ehen, und setzten einen Stein zwischen die benachbarten Gräber. Der Stein ist eine viereckichte Säule mit schön gehauenen Gesimsen und oben auf ein eisernes, vergoldetes Kreuz mit Blumen umschlungen. Auf der linken Seite steht Romels Name, Alter und Sterbejahr; auf der rechten eben das vom Niklas Wenner; auf der Hinterseite die Namen ihrer Eheweiber, und auf der Vorderseite der Spruch: Drey schöne Dinge sind, die beyden, Gott und den Menschen, gefallen: Wenn Brüder eins sind: Wenn Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich wohl mit einander begehen. — Als im Jahre 1772 alle Grabsteine, weil sie den Platz versperrten, von den Gräbern weggeschafft, und an die Mauer gestellt wurden, ließ der Herr Pfarrer

dieß Grabmaal allein auf dem Platze zum Andenken an zwey redliche Bürger und Freunde, und zum Beyspiel für alle Nachbarn des Dorfes.

Durch die Noth, in welcher sich Traubenheim während der obgedachten schrecklichen Kopfseuche befand, lernte man einsehen, welch ein Unglück es ist, keinen geschickten Arzt in der Nähe zu haben. Zwar lief ein elender Bartscheerer aus der Nachbarschaft tagtäglich im Dorfe herum, und Schmiede und Fallmeister quacksalberten in die Wette, alle schienen sich aber verschworen zu haben, alles dem Todtengräber in die Hände zu liefern. Lange hatte Heilmann bey jedem Krankenbesuche vor den Stümpern gewarnet, und vergebens bessere Mittel vorgeschlagen; endlich aber, als das Uibel zu sehr über Hand nahm, liessen er und Redlich, der Beamte, auf eigene Kosten einen gelehrten Arzt aus Würzburg rufen. Dieser schlug die Hände zusamm, als er in die Hauptlazarethe gieng, und erfuhr, wie die Pfuscher gewirthschaftet hatten.

Seyd ihr denn alle närrisch? sagte er. Wo laßt ihr denn eure Kleider flicken und ausbessern, wenn etwas daran fehlt?

Je, das thun wir bey kleinen Sachen selber.

Wenn's nun aber etwas Hauptsächliches zu bessern giebt?

Dann tragen wir's zum Schneider.

Warum denn nicht zum Schmid oder Fallmei-ster?

Wer soll es zu denen tragen? Die verstehen ja von der Schneiderey nichts!

Aber die Heilkunst verstehen sie? fuhr hier der Doktor fort. Meynt ihr denn, es läßt sich ein Fehler im oder am Leibe leichter ausbessern als einer am Kleide? Oder ist etwa der Leib nicht mehr werth als die Kleidung? Seyd ihr nicht Narren, für den Rock besser zu sorgen, als für den Leib und für eure Gesundheit? — Er verschrieb nun bessere Mittel, und sagte den Leuten, wie sie sich halten sollten. Dem Pfuscher vom Dorfbarbier aber las er den Text über seine Dummheit, belehrte ihn, was er künftig in der Seuche thun sollte, und so wurde mit Gotteshilfe dem Jammer endlich gesteuert.

Redlich aber sann nun ernstlich darauf, einen geschickten Arzt ins Dorf zu bringen. Glücklicher Weise war eben Ferdinand Lieberich, des Schullehrers Sohn, als Wundarzt aus der Fremde gekommen. Er hatte einen stattlichen Haarzopf mitgebracht, und dünkte sich, weil er unter seines Gleichen immer einer der Gescheidesten war, gewaltig klug, ohne das Sprüchwort zu beherzigen:

In einem Kreise blinder Gäste
Ist der mit Einem Aug' der Beste.

Redlich bedachte dieß besser, und überredete seinen Vater, ihn noch zwey Jahre nach Würzburg zu thun. Hier wurde der junge Lieberich wirklich ein geschickter Arzt, legte sich unter andern auch auf die Entbindungskunst, und bekam endlich den Sporn, gar Doktor zu werden. Vater Lieberich aber meynte, daß ein geschickter Dorfsbader unter Bauersleuten

mehr

mehr Gutes stiften könne, als der geschickteste Doktor. Ferdinand Lieberich mußte demnach von Würzburg unbedoktort zurück, und das Haus übernehmen, das sein Vater zur Badstube gekauft; der gnädige Herr aber von allen Abgaben und Gemeindediensten frey gemacht hatte.

Redlich, der Beamte, bedauerte nur, daß keine Besoldung vorhanden wäre, durch welche der Dorfsarzt in den Stand gesetzt würde, arme Leute unentgeldlich zu kuriren, und dadurch dem Gewerbe der Pfuscher desto schneller Einhalt zu thun, und ein Ende zu machen.

Ferdinand Lieberich aber glaubte, daß das zur Ausmerzung der Pfuscher so gar viel nicht beytragen würde. Die Kosten, sagte er, sind's wahrlich nicht allein, die das Volk scheut. Der Fallmeister läßt sich oft besser bezahlen als der Doktor, und seine Plimplamschoribus verschenkt er so wenig als der Apotheker. Nur deßwillen hat der Quacksalber so viel Zulauf, weil man ohne Komplimente mit ihm sprechen darf, und weil er aus dem Urine sieht, ob der Patient ein Schmied oder Schneider, ob er sechs oder zehn Staffeln herabgefallen, ob er noch Junggeselle oder verheurathet ist, u. s. w. überhaupt, weil er so thut, als steck' er seinem Patienten mit Haut und Haar im Leibe. Das müßte aber schlimm seyn, wenn ich den einfältigen Leuten nicht eben so gut die Nase drehen könnte, als der Schackenberger.

Verwalter Redlich. (erstaunt) Und das will er?

Fer-

Ferdinand Lieberich. Freylich wohl, gestrenger Herr! Klempern gehört zum Handwerk. Wer nichts klempert, bekömmt nichts zu klopfen.

Redlich. Indeß aber klempert er uns die Leute gar zu Narren.

Ferdinand L. Gerade das Gegentheil, Herr Verwalter! Niemand könnte die Kalendernarren geschwinder kuriren, als der Kalenderfabrikant selbst, wenn er ihnen nämlich aufrichtig gestünde, daß er sie mit seinen Prophezeihungen, Schneppern, Ludeln, Pillen, Scheeren und Holzäxten zum Besten gehalten hat; und so werd' ich es machen, so bald ich der Narrenjacke nicht mehr bedarf. Nur eins will ich bitten! Stellen Sie mich der Gemeinde förmlich als ihren Arzt vor. Sie kennen den Eindruck, den eine Feyerlichkeit von der Art auf das Volk macht.

Mit Freuden erfüllte Verwalter Redlich diese Bitte. Er versammelte die Gemeinde von Traubenheim und einige Ortsvorsteher von Langenhausen, und hielt eine Rede an Sie, in welcher er ihnen das Elend des Dorfes bey der letzten Seuche, die damaligen schrecklichen Pfuschereyen der Quacksalber und die schleunige Rettung durch den herbeygerufenen Arzt, den hohen Werth eines solchen Mannes und die heiligsten Pflichten desselben lebhaft vorstellte. Und einen so geschickten, ehrwürdigen Mann, fuhr er fort, stelle ich hier in der Person des jungen Herrn Lieberichs vor eure Augen. Er faßte ihn hierauf bey der Hand, umarmte ihn vor der Ver-

sammlung, und ermunterte ihn zur treuesten Erfüllung seiner Pflichten, dann nahm er ihm das Handgelübd ab, und machte zugleich bekannt, daß Lieberich sich freywillig erbothen habe, Gebährenden als Geburtshelfer gegen die allerbilligste Vergeltung beyzustehen, zugleich aber auch die Wehmütter beyder Ortschaften unentgeldlich zu unterrichten.

Die ganze Versammlung war bey diesem Auftritte gerührt, und Lieberich gewann dadurch außerordentlich viel in ihren Augen. Unter so günstigen Umständen trat er sein Amt an. Durch Urinschauen und Plaudern gewann er bald das Zutrauen der Einfältigen, und durch vernünftige Vorstellung den Beyfall der Klügern. Sorgfältig hütete er sich, es merken zu lassen, wenn er aus dieser oder jener Krankheit nicht klug werden konnte; gab er Arzneyen, so sagte er alle Wirkungen derselben voraus; das hielt man für eine Art Weißagung. War die Krankheit gefährlich: so machte er wenig Hoffnung; desto grösser aber war sein Ruhm, wenn der Kranke genas. In keinem Falle aber ließ er jedoch den Leidenden selbst von der großen Gefahr unterrichten, und ermahnte die Wärter und Wärterinnen, die Kranken ja nicht mit lauter Todesgedanken zu ängstigen.

Sein treuester Beystand war Herr Pfarrer Heilmann. Bey Krankenbesuchen fragte dieser fleißig nach: Wer und was gebraucht wurde, und wie die Leute die Vorschriften des Arztes befolgten. Wenn die Arzneyen nicht augenblicklich wirkten, so rieth er ernstlich, nur damit anzuhalten, und wenn eine Kur fehl schlug: so entschuldigte er den Arzt.

Nebstdem hatte er die Gewohnheit, so oft eine Seuche ausbrach, seine Gemeinde in den öffentlichen Kinderlehren von der Beschaffenheit des Uibels zu unterrichten und zu sagen, wie man der Krankheit vorbauen, und sich während derselben verhalten müsse. Vorzüglich aber ermahnte er sie, gleich im ersten Anfange der Krankheit den Arzt zu rufen. Es ist mit dem menschlichen Körper wie mit einem Gebäude, pflegte er zu sagen, wer kleine Schaden daran bessert, hat keine grosse zu fürchten; wer aber den Bau erst halb einstürzen läßt, sucht die Zimmerleute und Maurer zu spät. —

Nächstdem hielt Verwalter Redlich ein wachsames Aug auf die herumstreichenden Pfuscher. Kein Marktschreyer oder Waldhans durfte seine Hanswurstsapotheke auf vier Fässer aufschlagen, die Würmer zur Schau aushängen, die er angeblich Fürsten und Königen aus dem Leibe getrieben hatte, und seine Pülverlein, Plimplamschoribus an die leichtglaubigen Umstånder verkaufen.

Ein einziger Quacksalber mit seinem närrischen Peter, pflegte er zu sagen, macht in Einer Stunde dem Doktor, dem Amtmann, dem Pfarrer und Schullehrer zu schaffen, und alle vier können oft nicht wieder gut machen, was er durch Pillen, Pulver und Possen verdorben hat.

Nicht lange nach Lieberichs Aufnahme hatte sich wieder so ein Wurmschneider gemeldet. Redlich, der Beamte, schlug ihm aber seine Bitte rund ab, so viel auch der Prahler auf seinem Kunst- und Wunderzet-

 tel

kel versprochen hatte. Die Bauern, die sich zum Theil auf den Hanswurst gefreut hatten, waren gar sehr ungehalten darüber, und glaubten, daß dieß eine Anstellung von ihrem neuen Wundarzte sey. Der Waldhans zog indeß nach Scheckenau. Hier schnitt er einem alten Weibe den Kropf, daß sie darüber den Geist aufgab. Einem halbblinden Manne stach er die Augen gar aus, und schmierte und purgirte so fleißig im Dorfe, daß Lieberich, der sechs Wochen in Scheckenau nachzukuriren hatte, heilig versicherte: eine Hauptseuche hätte nicht einträglicher für ihn seyn können, als der hergelaufene Bruchschneider. Dadurch bekam aber auch Lieberich in kurzer Zeit einen so rühmlichen Ruf, daß er nach wenig Jahren die meisten Kunstgriffe unterlassen durfte, durch welche er Anfangs das Plundergesindel zu verdrängen gesucht hatte.

Wegen seiner Geschicklichkeit in der Entbindungskunst wurde er weit und breit gesucht, und mehrere benachbarte Ortschaften liessen ihre Hebammen bey ihm unterrichten.

Ihm verdankt auch Traubenheim die Austrockung der zwey grossen Weiher, die unter den Namen Weiherwiesen bekannt sind.

Fast alle Frühlinge und Herbste hatte man seit undenklichen Zeiten in Traubenheim Fieber. Oft hatten mehrere Menschen das Uibel zugleich am Halse; aber niemand wußte, woher es kam, bis Ferdinand Lieberich den Ursprung entdeckte. An der Morgenseite des Dorfes lagen nämlich zwey grosse

herr-

herrschaftliche Weiher, aus welchen der Wind so viel moorigte, faule Dünste trieb, daß man des Abends zuweilen den Gestank mitten im Dorfe roch. — Die Weiher, sagte Lieberich, sind gewiß an den jährlichen Fiebern Schuld. Der Morgenwind ist der reinste und gesündeste, der die Unreinigkeiten, die von andern Seegegenden zu uns geführt werden, wieder vertreibt; bey uns aber ist er der Teiche wegen der allerungesündeste, und so haben wir fast das ganze Jahr keine ganz reine Luft. —

Froh über die Entdeckung schrieb Redlich sogleich an den gnädigen Herrn; die Weiher wurden ausgetrocknet; die Müller bekamen von der Stund an mehr Wasser; die Fieber blieben aus, und die jährlichen Einkünfte der nun als Feld bearbeiteten Teiche beliefen sich wohl viermal so hoch, als zu der Zeit, da man noch Fieber und Fische daraus bekam. — —

So mancherley Gutes brachte ein geschickter Arzt für Traubenheim. — Die Kopfseuche aber brachte den Arzt. — Also selten ist ein Schaden; denn es ist ein Nutzen dabey.

Sechzehntes Kapitel.

Ach, Menschen! seyd bereit, wenn ihr auf Reisen gehet,
und forschet euch bevor, ob ihr vor Gott bestehet;
oft spannt der Tod dazu, die Wege gehen weit,
ein scheues Pferd führt euch in's Land der Ewigkeit!

Heinrich war indeß Vater von zwey hoffnungsvollen Kindern geworden, und lebte mit seiner Gattinn in himmlischer Eintracht. Fast alljährlich kam er auf etliche Wochen nach Traubenheim, und eben das geschah auch im Jahre 1735 in Gesellschaft seiner geliebten Marianne und ihrer beyden Kinder, eines achtjährigen Knabens, Namens Burkhard Julius, und eines fünfjährigen Fräuleins, Agnes genannt.

Julius von Marschland empfieng seine lieben Gäste mit gewaltig viel Kriegsspektakel. Heinrich aber lebte und webte nur für sein Dörfchen.

Unter andern that ihm damals Verwalter Redlich den Vorschlag, die Schäferey an das Dorf gegen ein Billiges zu verkaufen; die herrschaftliche Mayerey aber zu zerschlagen, und in Bauerngüter zu verwandeln, weil sie, Trotz aller Aufsicht, noch nie so gut bestellt und benützt worden war, als Redlich wünschte. Nach seinem Vorschlag ließ nun Heinrich vier Bauerngüter daraus machen. Einem der Käufer wurde der hintere Flügel und die eine Scheune der herrschaftlichen Mayerey gegönnt. Dem an-

dern auf der Abendseite des Dorfes am grünen Grunde für Haus und Hofraithe Platz angewiesen; ein dritter Bauernhof wurde von dem Gelde, das die Gemeinde für die Schäferey gab, an der Morgenseite des Dorfes errichtet, und ein vierter sollte auf dem kahlen Hügel angelegt werden. Zur Erbauung der nöthigen Gebäude versprach Heinrich die Hälfte des Bauholzes unentgeldlich; die Dorfsnachbarn wurden zu Bittfuhren ermuntert; die Güterkäufer bekamen auf ein Jahr Gültnachlaß und achtjährige Freyheit von Frohn und andern Abgaben; und so waren die von Redlich schon zuvor geworbenen Käufer ohne Anstand zur Uibernahme bereit.

Nur für etlich dreyßig Morgen Land am sogenannten kahlen Hügel war noch kein Käufer vorhanden. Gleichwohl hielt es der Beamte für ein Leichtes, diese für so schlecht verrufenen Aecker dem besten Felde gleichzumachen, wenn nur jemand auf dem Platze selbst einen abgesonderten Hof erbauen würde; denn der einzige Grund ihrer Unfruchtbarkeit liegt darinn, weil sie wegen der weiten Entfernung vom Dorfe nur selten gedüngt, und nicht oft genug geackert werden konnten. Woher aber einen Waghals, der so etwas unternimmt? — Das unternimmt sicher mein Reinhard! sagte Heinrich, und ließ ihn nebst seinem Vater, dem Dorfsschultheiß, auf der Stelle rufen.

Reinhard Rudiger, der auf seiner Reise gesehen und bemerkt hatte, wie sich auch der undankbarste Boden durch gute Pflege verbessern läßt, entschloß

schloß sich sogleich, mit Bewilligung seines Vaters einen sogenannten Einödhof auf dem kahlen Hügel zu erbauen, wenn er die Felder um einen geringen Preis und mit wenigen Gülten bekommen würde. Die Bedingungen wurden richtig, und die Felder nur mit geringen Abgaben belegt. Reinhard fieng also zum allgemeinen Hohngelächter des Dorfes den Bau an, kaufte nach und nach mehr Aecker in der Nähe, so, daß er ein vollkommen geschlossenes Feld um seinen Hof bekam, mit dem er, ohne durch einen Anstösser gehindert zu werden, nach eigenem Gefallen schalten konnte. Durch Fleiß und Verstand äufnete er alle Jahre das Gut mehr auf, und ließ es am Dünger um so weniger fehlen, weil keiner seiner Aecker zwey Büchsenschüsse vom Hofe lag. Das Hohngelächter seiner Mitbauern verwandelte sich in Neid, und alle grämten sich, daß sie den fetten Bissen als zu mager verschmäht hatten. Noch heute führt der Hof von ihm den Namen Reinhardshof, und jetzt beträgt der Zehend davon mehr, als sonst die Felder im Ganzen abwarfen. Die dazu gehörigen 60 Morgen Land wurden beym Ankaufe, da überhaupt die Felder nicht so theuer waren als jetzt, auf nicht mehr als 250 fl. taxirt, und vor wenig Jahren übernahm Ulrich Rudiger, Reinhards jüngster Sohn, diese Felder sammt den Gebäuden um den Anschlag von 6000 fl.

In mancher Gegend würde das Gut nicht unter 8000 fl. zu stehen kommen; aber in Traubenheim, wo der Ackerwuth, wie wir aus den vorigen

gen Kapiteln wissen, durch ein herrschaftliches Geboth Einhalt gethan ist, sind alle Güter wohlfeiler als rings in der Gegend. Ein Acker, der in Traubenheim kaum um 80 fl. gekauft wird, kommt in den nächsten Dorfschaften auf wenigst 100 Thaler. Darum dünken sich auch manche Gaubauern weit glücklicher als ihre Nachbarn zu Traubenheim; diese aber meynen, daß man den Werth eines Bauernhofes nach dem Ertrag, und nicht nach dem Daransatz schätzen müsse. Der hohe Preis der Ländereyen, sagen sie, kömmt nur der Herrschaft im Handlohn zu statten, nicht aber dem Bauer, der oft keine 4 Prozent mit aller Arbeit und Mühe herausschlägt. Unsre wohlfeilern Felder tragen so viel und wohl mehr als die unserer Nachbarn, und den Metzen Korn bezahlt man ihnen auch nicht theurer als uns. Wozu hälfe uns also der eingebildete Reichthum? Bloß dazu, daß man zuweilen seine Kinder besser auswärts verheurathen, und ihnen mehr Geld mitgeben könnte; die aber, welche die Güter behalten, und herauszahlen müßten, sänken darüber bis über die Ohren in die Schulden, und der Mittelmann könnte keinen neuen Acker erschwingen.

Nachdem die Zerschlagung der Mayerey, (mit der die jetzt nicht nöthige Anstalt, welche Therese von Traubenheim zur Beförderung der Kochkunst gemacht hatte, aufgehoben wurde,) so ziemlich ins Reine gebracht, und der Kaufschilling zur Tilgung der herrschaftlichen Schulden bestimmt war, machte Heinrich mit seiner Familie Anstalt zur Rückreise. Seinen

nen Hausjäger hatte er zuvor schon wieder zurückgeschickt, und Bernhard Rudiger, des Schultheiß jüngster Sohn, ein Bürschchen von 25 Jahren, machte die Reise mit, um eben so viel zu sehen und zu lernen, als sein älterer Bruder. Schwer gieng Heinrichs Trennung von seinem geliebten Traubenheim, und noch schwerer riß sich seine Gemahlinn von ihrem Vater.

Von tausend Segenswünschen begleitet hatten sie schon die zweyte Tagreise glücklich zurückgelegt. Es brach die Nacht ein. Der Kutscher ließ vor einem Wirthshause den Pferden Brod und Salz geben; trank bey der Gelegenheit ein Glas Brannteweín zu viel, und fuhr drauf und drein, um das bestimmte Quartier zu erreichen. Benebelt von Branntewein peitschte er immer auf die Pferde los. Diese wurden dadurch wild und scheu, und giengen durch. Bernhard bemerkt es, springt vom Sitze; aber kaum hatte er den Fuß auf dem Boden, als mit einemmal der schwer bepackte Wagen einen Abhang hinabzugleiten anfängt. Schnell wirft sich der Kutscher vom Pferde, und Roß und Wagen stürzen über und über ins Thal. — Der Stifter des Unfalls, den der Schrecken nüchtern machte, geht vor Angst durch, auf dem nächsten Werbplatze sich unterhalten zu lassen; Bernhard aber glimmt schleunig den Abhang hinunter. In der Finsterniß des Thals sieht er das Elend nur halb. Die Pferde sind ins Gesträng verwickelt, und in der Kutsche tönt das gräßlichste Jammergeschrey. — Mit Mühe bringt Bernhard die

gná-

gnädige Frau nebst den zwey Kindern und dem Kammermädchen heraus. — Sie sind nur wenig beschädigt; aber wo ist der gnädige Herr? — Ach Gott! mein Heinrich! mein Heinrich! ruft Marianne. — Die Pferde toppen und schleifen am zerbrochenen Wagen; Bernhard zerschneidet die Stränge; die Rosse springen wieder auf; er kriecht allenthalben umher; alle schreyen zusamm; das Echo ruft nach — aber kein Laut aus Heinrichs Munde! Die Vögel des Waldes erwachen und flattern; aber keine Seele scheint in dieser Wildniß zu wohnen.

Endlich schimmert ein Licht von der Anhöhe herab. Ein Mann, fürchterlicher als die Nacht, eilt herunter ins Thal. In der einen Hand hält er die Laterne, in der andern eine Stange, mit der er unter gräßlichem Mordioschreyen auf die Unglücklichen losstürmte. Marianne sinkt kraftlos zu Boden; die beyden Kinder heben zitternd und schreyend ihre beyden Händchen zum Himmel; aber Bernhard setzt sich mit einer Speiche vom zerbrochenen Rade zur Wehre. — Jetzt erst bemerken die Kämpfer, daß sie einander verkennen. — Wo sind die Mörder hin? fragt der schwarze Mann, als er sieht, daß Bernhard unter die Zahl der Verunglückten gehört. — Ach, kein Mörder in der Nähe und Ferne! sagt dieser; aber an dir glaubten wir einen zu finden. — Bey diesen Worten erholt sich die gnädige Frau wieder. Wer ist hier? Wer ist dieser Mann? ruft sie athemlos aus.

Es war ein Kohlenbrenner, der die Nacht bey seinem Kohlenhaufen zubrachte, und durch das Jammergeschrey aufgeschreckt, mit der Laterne und Zundstange herangelaufen war, um die Unglücklichen zu retten, die seiner Meynung nach unter Mörder gefallen waren. — Man bedient sich seines Lichtes, und — welch ein Anblick! — Heinrich liegt entseelt unter dem bepackten Wagen; die Axe des hintern Rades gerade auf seinem Schlafe; die Augen ausgetrieben, und eine Lache Blutes rings um ihn her!

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Schauplatz des Elendes und der Liebe.

Mariannens Schmerz und Jammergeschrey; ihr Hinstürzen über den Erschlagenen; das Wimmern, das Händeringen der armen Kinder; Bernhards und des Kammermädchens Klagen um ihren gütigen Herrn sind unbeschreiblich. Selbst der rauhe Köhler mischte seine Thränen in die ihrigen. Als aber die gnädige Frau alle Fassung verlor, und schier mit der Vorsehung haderte, gieng er zu ihr hin, und nahm sie bey der Hand. Warum seyd Ihr so trostlos, gnädige Frau? sagte er. In meinem Evangelium steht: Ist irgend ein Unglück in der Welt, daß der

Herr

Herr nicht wüßte? Vergeßt nicht, daß der Vater der Wittwen und Waisen noch lebt, und daß Ihr Mutter seyd von zwey armen Kindern, die Euerer bedärfen. — Sein treuherziger, rauher Händedruck, sein theilnehmender Blick flößten ihr Zutrauen ein, und die gutmüthige Einfalt, mit der er ihr Trost einsprach, wirkte sichtbar auf ihr Gemüth.

Es ist weise Vorsehung Gottes, daß übermässiges Unglück gewöhnlich das Gefühl abstumpft. Kleine Leiden fallen uns daher oft emfindlicher als der schrecklichste Unfall, und gewöhnlich ist der Mensch am entschlossensten, wenn er das größte Recht hat, unentschlossen zu seyn.

Du hast Recht, ehrlicher Samariter! sagte die gnädige Frau mit gefaßterm Muth. Gott stärke dich einst in deiner Todesstunde, wie du mich heute gestärkt hast! Aber was fangen wir nun an in diesem finstern, fürchterlichen Thale? — Wir wollen bethen, versetzte der Köhler; und ob ich schon wanderte im finstern Thale, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bey mir; dein Stecken und Stab trösten mich. — Ihr müßt einmal bis zur Morgendämmerung warten. Den unglücklichen Herrn können wir weder allein lassen, noch mitnehmen. Eure Kutsche ist zerbrochen, und liegt im Thale. Was wollen wir machen, als uns gedulden, bis ich morgen Hilfe vom Dorfe schaffe? Kommt indeß mit mir zu meinem Meiler, und theilt Euch in meine Hütte. — Der Köhler und Bernhard hoben nun weinend den gnädigen Herrn auf, und brachten ihn bis

zur

zur Stelle. Schluchzend folgten ihm die gnädige Frau und ihr Mädchen mit den schreyenden Kindern. Der Leichnam ward in die Hütte gelegt. Kein Merkmal äußerte sich mehr, und die schreckliche Zerschmetterung des Kopfes ließ auch gar keine Rettung hoffen.

In bald stummer, bald jammernder Wehmuth stunden hier die Unglücklichen vor dem Leichname. Marianne warf sich zu ihm auf's Moos, und schlang den blutenden Gatten in ihre zitternde Arme. Keine Uiberredung vermochte, sie aus der Hütte zu bringen. Bald saß, bald kniete sie an seiner Seite, und drückte in unnennbarsten Schmerzen seine kalte Hand an ihre Brust. Der Köhler suchte indeß die verirrten Pferde wieder, und band sie am nächsten Baume fest; kehrte dann zu seinen unglücklichen Gästen zurück, und verkürzte ihnen, so gut er konnte, durch Erzählung seiner eigenen Unfälle die lange, schreckliche Nacht.

Mit Anbruch des Tages eilte er nun zum nächsten Dorfe, das über eine Stunde davon lag. Unglaublich bald; aber für die Unglücklichen doch spät genug, kam er wieder und mit ihm ein Wagen, viele Nachbarn des Dorfes und ihr treuer Seelsorger Helfrich, ein Mann von etlich 50 Jahren. Dieser, schon innigst gerührt von der Erzählung des Unfalls, war es noch weit mehr beym Anblick der weinenden Wittwe und ihrer Kinder. — Der gnädigen Frau both er mitleidig die Hand, und hob ihre beyden Kleinen empor, sie zu küssen; aber zum Troste konnte

er weniger sagen, als vielleicht mancher andere seiner Mitgeistlichen; denn sein Herz war zu gepreßt, die Sprache gehemmt, und über seine Wangen flossen Thränen des Mitleids. Mit eigenen Händen half er den unglücklichen Herrn auf den Wagen heben; ließ den Leichnam in seinen Pfarrhof bringen, und führte eben dahin auch die gnädige Frau nebst den Ihrigen. Bernhard beschloß den Trauerzug mit den herrschaftlichen Pferden am zerbrochenen Wagen. Die Haushälterinn des Pfarrers, eine schon betagte, fromme Person, suchte durch Beystand und Trost die Leiden der gnädigen Frau zu lindern, und da sie selbst in der Leidensschule so sehr geübt war, so verfehlte auch ihr Trost den Weg in Mariannens Herz nicht. Auch der Köhler und die Einwohner des Dorfes wetteiferten mit ihrem so guten Pfarrer. Keiner nahm einen Heller für seine Mühe; selbst einen Dank wollten sie nicht, und alle waren geschäftig, die nöthigen Anstalten machen zu helfen, um den unglücklichen Herrn nach Traubenheim zurück zu bringen. Das waren doch wahrhaftig recht gute, uneigennützige Leute!! Um die Kosten des Trauergeläutes und der Stollgebühren nicht zu vermehren, wurde eine Kiste verfertiget, Heinrichs Leichnam darein gelegt, und so in der Stille und verborgen nach Traubenheim abgeführt. Die gnädige Frau aber entschloß sich, bis zu Bernhards Zurückkunft, der die Leiche nach Traubenheim begleitete, bey dem Pfarrer zu warten.

Jam-

Jammer und Wehklagen erfüllte Traubenheim und Langenhausen, als Bernhard die Leiche des gnädigen Herrn brachte. Gottfried fiel ganz untröstlich über den Sarg, und Redlich, der Beamte, konnte kaum seine Sinne fassen, um die Schreckenspost mit guter Manier dem Herrn von Marschland zu hinterbringen. Der alte Obrist bebte bey dieser Nachricht vor Bestürzung zurück; faßte sich aber bald wieder, und suchte aus falscher Scham die Thränen zu bergen, die seine Wangen benetzten. Mit erzwungener Fassung befahl er seinem Konstant, sogleich anspannen zu lassen; dem Beamten übertrug er die Beerdigung, und eilte dann seiner unglücklichen Tochter zu Hilfe.

Mit Innbrunst umarmte er sie nach zwey Tagen in der Wohnung des Pfarrers. Heimlich wischte er sich eine Thräne aus dem Auge; dann aber kehrte sein soldatischer Gleichmuth wieder zurück, und Marianne fühlte sich sichtbar gestärkt durch die Standhaftigkeit ihres Vaters.

Ein edler Mann, gleich weit entfernt von Unempfindlichkeit und Kleinmuth, ist ein Geschenk des Himmels für den Niedergeschlagenen; ist ein Stab, an dem er sich aufrichtet und hält. — Scheltet demnach den Mann nicht hartherzig und gefühllos, ihr Weiber! wenn er nicht mit euch in die Wette verzagt; es ist weise Anstalt der Vorsehung, daß sie dem Manne Muth verlieh, auch im Unfalle zu stehen, und den Stürmen des Schicksals zu trotzen.

Des

Des folgenden Tages machte der Obrist Anstalt zur Reise, um die häuslichen Angelegenheiten seiner Tochter in Ordnung zu bringen, und dann mit ihr nach Langenhausen zurück zu gehen.

Eben war der jüngste Bruder des gutherzigen Pfarrers, der auch Priester geworden, aus dem Priesterhause zurück gekommen. — Durch sein Betragen, besonders durch seine Dienstfertigkeit, hatte er ganz das Herz des alten Obristen gewonnen. — Beym Abschiede drückte ihm daher Marschland ein ansehnliches Geschenk in die Hand; der Pfarrer aber weigerte sich hartnäckig dawider. — Lassen Sie mir die Freude, gnädiger Herr! rief er aus, eine Pflicht der Menschlichkeit und des Christenthums unbelohnt erfüllt zu haben! Das thu ich nicht! schreyt der Obrist, schlechterdings nicht, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Doch halte, halte! fuhr er nach einer kleinen Pause fort. Erst, ehe ich weg bin, ist mein Pfarrer von Langenhausen gestorben, und, verzeih mir's Gott! eben zu rechter Zeit. Möchten Sie nicht Pfarrer werden, sagte er zu des Pfarrers Bruder; die Pfarrey trägt doch wenigstens reine 600 fl.

Kaum hatte der junge Priester sein: Warum das nicht, gnädiger Herr! gestammelt, als ihm Marschland die Hand mit den Worten both: Topp! Retour nehm' ich Sie mit; und dann können Sie Ihre Sachen auch beym Bischofe richten. Im längsten drey bis vier Wochen bin ich wieder hier. Mit diesen Worten stieg er in den Wagen, und war schon

aus ihrem Gesichte, ehe die erstaunten Brüder aus ihrer Uiberraschung zu sich selbst kamen. Sie wagten es kaum, dem Versprechen zu glauben; aber gesagt, geschehen! Nach drey Wochen kam Marschland wieder mit etlichen Packwägen zurück, und der jüngere Helfrich trat als Pfarrer von Langenhausen mit dem alten Obrist und seiner Tochter die Reise nach dem Ort seiner Bestimmung an.

Redlich, der treue, niedergebeugte Beamte, hatte indeß die Beysetzung seines gnädigen Herrn besorgt, und der Herr Pfarrer dabey eine Predigt gehalten über die Worte Sirachs:

> Er that ein löbliches Werk, daß er das Volk wieder zu rechter Ordnung brachte.

Wenn jemals diese Worte mit Wahrheit auf einen Gutsherrn sind angewandt worden: so war es hier, und das Jammergeschrey des Volkes am Sarge des Edlen bewies, daß die Anwendung dieser Worte keine Schmeicheley war. — Zwölf Jahre zuvor war Traubenheim noch Bettelmanns Umkehr. Dreyßig und mehr Menschen zogen täglich in der Gegend mit dem Brodsack herum. Jetzt lebte das ganze Dorf von seiner Handarbeit, und die drey oder vier Armen, die vor Alter und Schwäche das nicht mehr thun konnten, sammelten ihr Brod reichlich in Traubenheim und Langenhausen, ohne sonst einer Seele lästig zu werden. Die kleinsten Kinder waren geschäftig, und durch allgemeine Betriebsamkeit hatte sich ein

ein Wohlstand im Dorfe verbreitet, der Erstaunen erregte, wenn man ihn mit den Zeiten verglich, wo sich die Reisenden noch um die Hecken des Dorfes herumschlichen, um nicht auf den Gassen von den Bettelkindern zerrissen zu werden. Die gröbsten Auswüchse waren weggeschnitten, und mit jedem Jahre nahmen Sittlichkeit, häusliche Tugenden und bürgerliches Wohl mehr überhand. — In einer solchen verbesserten Lage verließ Heinrich, der Menschenfreund, sein Dörfchen, und Ruhm und Segen folgten ihm nach in die bessere Welt.

Marianne war indeß wieder mit ihren Kindern bey ihrem Vater in Langenhausen, und lebte mit ihm Trotz der Verschiedenheit ihres Geschmackes, welche nun noch auffallender war als sonst, in der zärtlichsten Eintracht. Heinrich blieb ihr unvergeßlich theuer; nie sah sie die Traubenheimer-Erbgruft ohne verneuertem Kummer, und die Worte, die Pfarrer Heilmann so passend zu seiner Leichenrede genommen hatte, ließ sie statt einer Lobschrift auf sein Grabmaal setzen. Ihre beyden Kinder nahm der neue Pfarrer Helfrich in Unterricht, und der alte Obrist führte die Vormundschaft über sie. — Mit dem Unterrichte seiner Enkel war er zwar nicht so zufrieden als Marianne. Sein Burkhard wurde, wie er sich auszudrücken pflegte, zu lateinisch erzogen. Indeß aber ließ er doch den Pfarrer nach Belieben schalten und walten, und begnügte sich damit, seiner Seits für die Abhärtung des Knabens und für allerley Leibesübungen zu sorgen, die er zu einem Feldzuge wi-

der die Türken für unentbehrlich hielt; denn die Hoffnung, aus seinem Burkhard einen braven Kriegsmann zu ziehen, war sein Taggedanke und sein Traum. Der Knabe durfte daher nicht anders als in kaiserlicher Uniform gehen. Auf die Frage: Was willst du werden? mußte er antworten: Soldat! mit einer kleinen Flinte täglich sein: Presentir't das Gewehr! machen, und wie ein Grenadier nach dem Takte marschieren.

So theilten sich der Obrist und sein Pfarrer in dem Unterrichte des Kleinen, der unter ihrer Hand zu einem ganz sonderbaren Menschen heran wuchs, in welchem ein Pfarrer und ein Soldat zusammengeschmolzen schienen.

So wenig der alte Marschland zum Lehrmeister und Erzieher gemacht zu seyn schien, so nützlich war er seinem Enkel durch den Grundsatz geworden, daß man in der Jugend sich an Strapatzen gewöhnen, und seine Kräfte stählen müsse. Kräftig und stark, wie ein Bauernknabe, wuchs Burkhard heran, und erhielt eine unerschütterliche Gesundheit, indeß andere seines Standes für ein Treibhaus erzogen zu seyn schienen, und bey jedem rauhen Lüftchen erkrankten. Auch um Verdienst und Herz machte er sich bey seinem Enkel in manchem Betrachte verdient. So hatte er z. B. dem Adelstolz und Undank die abgesagteste Feindschaft geschworen, und nichts war ihm verhaßter als die Gewohnheit, adelichen Kindern schon in der frühesten Jugend einen gnädigen Herrn in den Kopf zu setzen. Er suchte daher,

die kleinste Wurzel dieses lächerlichen Hochmuthes bey seinem Zöglinge auszurotten. Ich erinnere mich dabey einer Jugendbegebenheit, die Burkhard von Traubenheim oft mit Lachen erzählt hat. Als ein Knabe von etwa neun Jahren machte er sich einmal im Schloßhofe Kurzweil mit Schlittenfahren auf einem Kinderschlitten. Des Thorwärters Sohn, ein Knabe von sieben Jahren, war als Pferd vorgespannt, und Burkhard hetzte ihn lange gebietherisch herum. Da der arme Knabe nicht mehr konnte, stieg der Baron aus, rief: Marsch, den Schlitten in den Stall! und war eben im Begriff, sehr großherrisch ins Schloß zu steigen, ohne dem armen Kinde nur einen Dank zu sagen. Aber unglücklicher Weise sah eben Marschland aus dem Fenster. Holla! holla! schrie er herab; allons, vor den Schlitten, Burkhard! Aengstlich schaute dieser nach dem Großvater auf. Marsch und angeschirrt! schrie dieser wieder, und du, kleiner Thorwärter! setz' dich ein! — Der arme Knabe wollte nicht gehorchen; aber da half nichts. Burkhard warf sich also das Zugseil um, der Knabe setzte sich ein, und der Baron durfte nicht eher von der Deichsel, als bis der Obrist rief: Gut, gut, Burkhard! Nun marsch! und den Schlitten in den Stall!

Dieß einzige Stückchen giebt einigen Begriff von Marschlands Gesinnung und Erziehungsweise, durch welche er seinem Enkel unvergeßlich theuer ward. Unstreitig aber hatte er noch größere Verdienste als Vormund; denn alles, was Heinrich an-

gefangen hatte, kam erst unter ihm recht in Gang. In Redlichs Fleiß, Einsicht und Treue setzte er das unumschränkteste Zutrauen, und ließ sich in dieser Voraussetzung nicht nur jeden Vorschlag gefallen, sondern war auch bereit, ihn auf Leben und Tod zu vertheidigen. Die Bauern, die dem Geist des Widerspruches und der Halsstärrigkeit noch immer so ziemlich ergeben waren, wurden nun auf einmal geschlacht. Ihr unnützen Bursche! ihr Flegel! rief er, wartet, ich will euch Subordination lehren! wenn sie einer nützlichen Verordnung nicht gehorchen, oder sich mit Grobheit durchhelfen wollten. — Wurde einer mit Lügen und Schwänken ertappt, dann war Gnade bey Gott. Ins Loch! ins Loch! rief der Obrist. Mit Geldstrafen, merk' ich wohl, ist euch nicht zu helfen; aber wißt, daß ihr's mit einem Soldaten zu thun habt! —

Mit dieser unerbittlichen Strenge verband er aber die größte Gerechtigkeit und die menschenfreundlichste Gesinnung; ließ jedem eine kleine Belohnung reichen, der sich durch eine besonders schöne Handlung hervorthat; lobte nach seiner Manier die fleißigen und ordentlichen Wirthschafter; gieng ohne allem Hochmuth mit ihnen um; ließ jedem bey Tag und Nacht Zutritt; half ihnen bey Mißjahren und andern Unfällen durch Nachlaß; lieh wackern und fleißigen Leuten Geld ohne Zinsen, und war daher, trotz seiner soldatischen Strenge, mehr geliebet als gefürchtet.

Acht.

Achtzehntes Kapitel.

Gute Nacht, Vater Lieberich!

So kam unter Marschlands Vormundschaft die Wohlfahrt des Dorfes zusehends empor. Er selbst war in sein benachbartes Traubenheim verliebter als in Langenhausen, und kam daher auch fast alle Wochen mit seiner Tochter und ihren Kindern dahin. Marianne machte sich durch Leutseligkeit aller Herzen unterthan; ihre Leutseligkeit war aber nichts weniger als weibliche Schwäche, die man oft fälschlich für Menschenliebe preist. Vergebens suchten die Strafwürdigen ihr Fürwort, oder liederliche Faulenzer ihre Mildthätigkeit. Sie war gut wie ein Weib; aber auch stark und gerecht wie ein Mann. Klatschereyen fanden bey ihr keinen Eingang, und Rechtthun war ihr lieber als Schmeicheley. Vom Adelstolze so weit entfernt, als von zu großer Gemeinmachung mit jedermann wußte sie stets sich so zu betragen, daß sie bey der unbegränztesten Liebe ihrer Unterthanen nie die Hochachtung verlor. Von den Kindern beyder Dorfschaften war sie wie eine Mutter geliebt, und wie eine Gebietherinn gescheuet. Oft besuchte sie die Schule, und besonders die Arbeitsschule zu Traubenheim, gab den fleißigen und guten Kindern zur Aufmunterung kleine Geschenke, fragte die Kinder selbst, und reizte sie dadurch zur Lernlust. Fast vergnügter als die Kinder war aber

im-

immer der alte Schullehrer Lieberich, wenn die gnädige Frau kam, seine Schule zu besuchen, und in seinem hohen Alter kehrte dann seine jugendliche Heiterkeit wieder zurück.

Ich ergreife diese Gelegenheit, die Lebensgeschichte des guten Alten zu vollenden. Im Jahre 1742 starb seine Marie, von ihm beweint wie eine geliebte Braut. Ricke sah fleißig auf seine Haushaltung; ihr Bruder Ferdinand war sein täglicher Zuspruch und Arzt, und sein Enkel, Lorenz Richard, (Rickens einziger Sohn,) half ihm die Schule versehen. So versüßten sie dem Alten den Abend seines Lebens. Im Jahre 1744 starb er endlich in einem Alter von 72 Jahren, vom ganzen Dorfe, besonders vom Herrn Pfarrer Heilmann beklagt, der sich bey der Begräbniß der Thränen kaum enthalten konnte.

Nach seinem Tode bekam sein Enkel, Lorenz Richard, welchen Pfarrer Heilmann treflich unterrichtet hatte, den Schuldienst, und heurathete das Kammermädchen der gnädigen Frau, Namens Johanna, welche nach dem Tode ihrer Schwiegermutter die Arbeitsschule übernommen, und sich dadurch um das ganze Dorf verdient gemacht hatte.

Gleich beym Antritt seines Amtes zeigte er seine Sorgfalt für die Gesundheit seiner Kinder, für welche jener Zeit von Seiten der Lehrer fast nirgends gesorgt wurde. An den Ecken des Schulzimmers ließ er Zugfenster anbringen, durch welche der feuchte, unreine Dunst weggeführt, und dafür frische

Luft

Luft hereingeleitet wurde; der Boden mußte beständig rein und trocken gehalten werden, damit nicht die Kinder durch feuchte Dünste verdorben würden, weßwegen er besonders darauf sah, daß sie nicht mit Schnee oder Koth an den Füssen zur Schule kamen. Seine Schule war schon seit Errichtung der Arbeitsschule in drey Klassen abgetheilt. Jede Klasse hatte Vormittags eine und Nachmittags eine Stunde. War diese Stunde vorüber, so kam eine andere Parthie Kinder; die Entlassenen aber von den 2 obern Abtheilungen wurden zur Arbeitsschule geschickt. Bey dieser Einrichtung konnte auch das zu strenge Sitzen keinem Kinde schaden. Da nächstdem die Mütter besser mit der Kochkunst umzugehen wußten als vor 40 Jahren, auch die Kinder nicht mehr, wie sonst, in Schmutz und Unreinlichkeit steckten: so fanden sich wenige, die Kränklichkeits wegen nicht hätten zur Schule kommen können.

Nur eins noch hatte Richard in Ansehung der Reinlichkeit zu beklagen. Kein Winter war bisher vergangen, in welchem nicht mehrere Kinder mit ausgeschlagenen Köpfen zur Schule kamen. Sein Großvater hatte daher die Einrichtung gemacht, daß die mit dem Kopfausschlage behafteten die Pelzkappen aufbehalten durften; damit war aber der verhaßten Unreinlichkeit nicht abgeholfen. — Eines Tages sprach Richard darüber mit seinem Vetter, dem Dorfsarzte Lieberich. —

Ey, Neffe! weißt du denn nicht, wo das herkömmt? sagte dieser.

Von

Vom vielen sauern Essen und von der Unreinlichkeit, antwortet Richard; aber das, denk' ich, ist doch in unserm Dorfe selten der Fall!

Ferdinand Lieberich. Als ob es sonst keinen Grund gäbe!

Richard. Und was für einen?

Ferd. Lieb. Die verwünschten Pelzkappen, die hier zu Lande mit den Kindern auf die Welt gekommen zu seyn scheinen.

Richard. Wie? was? sind Pelze so flüßig?

Ferd. Lieb. Pelze wohl nicht so sehr; aber die Kinder werden's durch sie.

Richard. Und wie geht das zu?

Ferd. Lieb. Alle Feuchtigkeiten ziehen sich durch die warmen Pelzhauben gegen den Kopf, der immer wie im Schwitzkasten steckt. Muß man Ehren halber oder sonst aus einer Ursache das Pelzfutteral in der Zugluft oder Kälte vom Kopfe nehmen: so schliessen sich plötzlich die Schweißlöcher; die Unreinigkeit stockt in der Haut, und die Natur kann sie nicht mehr anders auswerfen, als durch den Ausschlag.

Richard. Sieh doch! sieh doch! Daß oft Husten, Schnupfen, Ruhr und derleichen vom zurückgetriebenen Schweiß herrühren, wußt ich wohl; aber daß auch der Ausschlag davon kömmt, hab' ich mein Tage nicht gehört.

Ferdinand. Und doch ist dieser größtentheils Schuld daran. Die Kinder meines Hausherrn in Würzburg liefen fast immer im blossen Kopfe; von

Pelzhauben wußte man gar nichts; dafür aber auch eben so wenig vom Zahnweh, von Flüssen, von Ausschlägen des Kopfes und dergleichen.

Richard. Aber wie kömmt's, lieber Vetter! daß nicht alle Kinder den Ausschlag bekommen, da sie doch alle Pelzhauben haben?

Ferdinand. Wie kömmt's, daß nicht alle Kinder die Blattern bekommen? — Alle Regeln haben ihre Ausnahme; aber so viel ist richtig, daß die eingepelzten Kinderköpfe selten vom Ausschlage frey bleiben, und die kühl gehaltenen ihn noch seltner bekommen.

Richard. Wenn ich das einem Bauern sagte, so würde er sich auf seine eigene Pelzkappe berufen, die er gerade so trägt wie seine Kinder, und doch vom Ausschlage nichts weiß.

Ferdinand. Ich denke, Vetter! du brauchst dich nicht auf Bauern zu berufen, du kömmst mir heute mit Haut und Haar selber so vor.

Richard. Nein, lieber Vetter! ich habe Ursache, dem Dinge recht nachzuforschen.

Ferdinand. Ganz recht; das sollten alle gescheiden Leute thun; aber Kinder sollten sie nicht mit Erwachsenen vergleichen.

Richard. Warum nicht?

Ferdinand. Weil die Erwachsenen mehr vertragen können, und nicht mehr so zu Ausschlägen geneigt sind. Ihre Haut ist fester, die Schweißlöcher schliessen sich nicht so schnell, und über dieß gehen sie größtentheils weniger in Pelzhauben.

Ri-

Richard. Punktum! hier ist meine Hand! In Jahr und Tagen sollen alle Pelz- und Pudelkappen aus meiner Schule verbannt seyn.

Ferdinand. Ey, so verbanne! Lieber läßt sich der Bauer die Haare vom Kopfe reissen, als die Pelzhaube. Wenn er nicht sprüht und schwitzt, daß ihm die Tropfen über die Nasen laufen: so ist ihm nicht wohl.

Richard. Das wollen wir nun nicht sagen! Das Braten unter der Pelzkappe behagt ihm eben so wenig als uns; aber er läßt sich's gefallen, weil er's seiner Gesundheit für zuträglich hält.

Ferdinand. Und wenn du ihm tausendmal an den Fingern herabzählst, daß er seine Kinder damit verdirbt, daß er selbst oft Zahnschmerzen, Ohrenweh, böse Augen davon bekömmt — er trägt seine Pelzhaube aller gesunden Vernunft zum Trotz, weil es sein Großvater eben so gehalten hat, und weil die Pelzkappe seiner Meynung nach Staat macht.

Richard. Gut! aber die Kinder sind anders, sie sind noch lenkbar. Ich will gegen die Pelzkappen so lange predigen, und dafür lederne Käppchen empfehlen, bis die Kinder den warmen Plunder selbst nicht mehr leiden; — dann werden sich's wohl auch die Alten gefallen lassen, lieber zwölf Kreuzer für eine lederne, als 1 Gulden und noch mehr für eine Pelzmütze zu zahlen.

Richard hielt Wort, und brachte es mit seinen Predigten so weit, daß die Kinder heulten und

schrien, wenn sie Pelzhauben aufsetzen sollten. Von der Zeit an sah man auch äußerst selten ein Kind mit dem Ausschlage, mit Augenflüssen behaftet.

Richard, aufgemuntert durch diesen glücklichen Versuch, ließ sich nun von seiner Mutter Bruder alles erklären, was die Gesundheit fordert und schwächt; las allerley Bücher, die davon handeln, und lehrte die Kinder, bey jeder Gelegenheit ihren gesunden Leib zu bewahren. Er machte sie daher mit den gewöhnlichsten Giftkräutern bekannt, und zeigte sie ihnen, damit sie sich davon hüten könnten. Auch lehrte er sie, wie der Mensch von innen beschaffen ist. Das wissen die wenigsten Bauersleute, sagte er. Wenn ihnen der Magen weh thut, klagen sie über Herzweh; fehlt's im Gedärme: so meynen sie, da liegt der Magen, und sitzt das Übel im Zwerchfelle: so glauben sie, das sey Lungensucht. Zu dem Ende bestellte er alle Jahre die Kinder zusamm, wenn er ein Schwein schlachten ließ, und zeigte ihnen an diesem Thiere, welches im Eingeweide die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat, alles noch deutlicher, als er es mündlich erklären konnte.

Pfarrer Heilmann war damit ganz einstimmig, und lobte seinen braven Schullehrer; die Leute des Dorfes aber sagten zum Theil: Nun macht man Doktor's aus unsern Kindern. — Veit Janhagel, der häßliche Mensch, der als lediger Bursche dem alten Lieberich die jungen Bäumchen niedergehauen hatte, beschwerte sich sogar gegen den Pfarrer darüber, und

bath ihn, dem Herrn Schulmeister doch einzureden, daß er lieber den Katechismus brav durcharbeiten, als solche weltliche Sachen treiben möchte.

Zur glücklichen Stund kam eben ein Bettler mit einem abgeschnittenen Beine vor den Pfarrhof. Wie seyd ihr zu dem Unglück gekommen? fragte Heilmann. Ach, Euer Hochwürden! sagte der Bettler, das hat der ehevorige kalte Winter gethan! Ich war bey einem Thüringer-Fuhrmanne im Dienst; hatte gerade Fracht nach Nürnberg zu liefern; die Kälte war gräulich, und ich konnte kaum das nächste Wirthshaus erreichen. Da ich hinkam, setzte ich mich an den Ofen, und wärmte meine verkältete Füsse. Von dem Augenblicke an wußte ich vor Kitzeln und Stechen nicht mehr zu bleiben. Ich mußte meinen Wagen durch einen andern fortschaffen lassen, und da der Feldscheerer über meine Füsse kam: war an einem der Brand bis halb an das Knie herauf. Kaum ließ sich der andere noch retten, und der brandige mußte weggesägt werden.

Veit stand bey der Erzählung, und sperrte gewaltig das Maul auf; der Pfarrer aber sagte weiter: Warum habt ihr doch so dämischer Weise die erfrornen Füsse gleich am Ofen gehalten? Da waret ihr ja selber am Unglück Schuld! Ja, du mein Gott! Euer Hochwürden! versetzte der Bettler, das sagte der Feldscheerer auch; aber hintennach, da es zu spät war. Die Kinder sollte man so etwas lehren, damit sie sich vor Schaden zu hüten wissen.

Gott behüt Ihn, Herr Pfarrer! sagte Veit, und wollte gehen. Schon war er am Thore, da rief ihn der Pfarrer mit den Worten zurück: Veit! gebt erst dem armen Manne einen Kreuzer; er hat euch eine gute Lehre zur rechten Zeit gegeben, und ein guter Rath ist Goldes werth, wie ihr wißt. — Beschämt zog Veit einen Kreuzer heraus, und gieng seines Weges, ohne sich wieder über den Schulmeister zu beschweren, daß er die Kinder lehrte, den Leib erhalten, ehe sie die gesunden Glieder verlieren.

Neunzehntes Kapitel.

Auch der Bauer muß denken.

Richard und Heilmann waren der Meynung, daß die meisten Leute, so zu sagen, nur abgerichtet würden, ihre nothdürftigsten Geschäfte sinnlos zu thun, ein wenig ohne Verstand zu lesen, und bis auf's Wiedervergessen ihren Katechismus herzuplappern; daher es auch käme, daß sich die meisten außer dem gewöhnlichen Gleise weder zu rathen, noch zu helfen wüßten.

Selbst denken, pflegten sie zu ihren Kindern zu sagen, ist ein eben so großes Glück als selbst sehen. Wer nur mit fremden Augen sieht wie der

Blin-

Blinde, der sein ganzes Vertrauen auf die Augen seines Führers setzt, kömmt freylich am Ende elend genug auch durch die Welt; aber wenn ihn s in Führer verläßt, dann steht er da in stockfinsterer Nacht, und weiß nicht, soll er einen Schritt vor- oder rückwärts thun, bis sich wieder ein anderer seines Elendes erbarmt. Seht, Kinder! so wird's einmal euch gehen, wenn ihr nicht selber denken lernet. Ihr werdet euch zu Sachen, die ihr nicht gelernt habt, stellen, wie ein Blinder zum Nadel einfädeln, und wenn ihr in Noth kommt, werdet ihr euch nicht zu helfen wissen, wie ein Blinder, der auf einem schmalen Wege zwischen zwey Abgründen steht. Andere, die geübtern Verstand haben, als ihr, werden indeß euch wie einen Blinden wohl nicht am Stecken, aber an der Nase herumführen. —

Ferner war Schullehrer Richard der Meynung, daß man die Kinder zuerst an's Denken, und dann erst an's Auswendiglernen gewöhnen müsse, weil das Lernen zu schwer sey, und nichts hälfe, wenn man nicht auch wisse, was man lernt, und wozu man es braucht. Staaren und Papageyen, sagte er zu seinen Kindern, lernen auch ein wenig schwatzen; aber sie wissen nicht, was; ihr aber müßt euch vom Staarmatz dadurch unterscheiden, daß ihr auch wißt, was ihr redet. Der Budel lernt allerley Kunststückchen; aber, was er nicht gelernt hat, das kann er auch nicht. Ihr, liebe Kinder! müsset durch's Nachdenken allerley Sachen heraus bringen können, die ihr nicht gelernt habt.

Aus dem Grunde fieng Richard an, die ganz kleinen Kinder schon über die A. B. C. Tafel denken zu lernen. An den Buchstaben hier könnt ihr schon etwas nützliches, das Vergleichen und Unterscheiden, lernen, pflegte er zu sagen. Könnt ihr denn schon die Buchstaben unterscheiden? — Ja! sagten die Kinder; ein rother, ein schwarzer; wieder ein rother, und wieder ein schwarzer. Da habt ihr Recht, Kinder! sagte Richard mit Lächeln. Der eine Buchstabe ist roth, der andere ist schwarz; sie sind also unterschieden in der Farbe, wie ihr auch zum Theil unterschieden seyd durch die Farben euerer Kütteln. Gesetzt aber, ihr trüget euch alle schwarz; könnte man euch dann wohl noch unterscheiden?

Kinder. Ja wohl, Herr Schulmeister! man könnte uns doch kennen.

Richard. Woran denn?

Kinder. Weil immer eines von uns Kindern anders aussieht als das andere.

Richard. Richtig! Gerade so kann man auch alle Buchstaben unterscheiden, wenn sie gleich einerley Farbe haben; denn die Farbe ist gleichsam nur das Kleid, auf das nichts ankömmt. Nun aber gebt Acht, Kinder! wir wollen einmal vergleichen, und dann auch unterscheiden. Wie vergleicht man denn? Ihr Grossen! sagt's einmal.

Die grössern Kinder. Wenn man besieht, woran die Sachen einander ähnlich sind.

Richard. Recht! — So sagt man euch Kindern: Diese oder jene zwey Buchstaben sehen einander ähnlich; und das heißt vergleichen; dann sagt man aber wieder: In dem oder jenem Stücke sind sie einander unähnlich: und das heißt unterscheiden. Nun vergleicht mir einmal diese zwey Buchstaben, das a und das o. Worinn sind sie einander ähnlich?

Kinder. Daß sie alle zwey hohl sind inwendig.

Richard. Richtig! Beyde sind eckichte Ringe, um und um zugemacht; aber woran unterscheidet man die beyden?

Kinder. An dem Dinge hier. (indem sie auf das a zeigen)

Richard. Seht also, das Füßchen an dem a macht den Unterschied; daran weiß man, daß es . .?

Kinder. Ein a ist.

Richard. Und wenn das Füßchen nicht daran ist?

Kinder. So spricht man's o aus.

Auf diese Weise machte Richard, daß sich die Kinder der Aehnlichkeit und der Unähnlichkeit recht bewußt wurden, und ihr Auge gewöhnten, alles recht genau zu betrachten. Wenn denn nun ein A-B-C-Schüler etliche Buchstaben verglichen, und unterschieden hatte, dann wandte Richard sich schnell an die grössern, die während des Auffsagens der kleinern schreiben mußten. Geschwind nehmt euer Papier, und schreibt:

Die Glocke muß man läuten;
den Blinden muß man leiten;
der Kranke muß viel leiden;
man hält sich mit den Leuten.

Dabey sagte er ihnen den Unterschied der Schreibart, und fragte dann: Worinn sind diese Worte einander ähnlich? — Daß eines fast eben so lautet als das andere, sagten die Kinder. — Worinn sind sie aber unterschieden? fragte Richard. — Darinn, sagten die Kinder, daß das Glockenläuten mit äut, das Leiten des Blinden mit eit, das Leiden des Kranken mit eid, und das Halten mit den Leuten mit eut geschrieben wird. — Seht also, fuhr Richard fort, wer nicht vergleicht und unterscheidet, kann nie recht schreiben lernen. Wenn ihr also leset: so müßt ihr immer aufmerken, wie jedes Wort gedruckt ist, damit ihr die verschiedenen Wörter, die fast einerley Laut haben, im Schreiben unterscheiden lernet.

Endlich bewies er, daß man auch im gemeinen Leben und in der Hauswirthschaft das Vergleichen und Unterscheiden schlechterdings nicht entbehren könnte, und daß eben deßwegen mancher Bauer ein schlechter Wirthschafter sey, weil er nicht vergleichen und unterscheiden gelernt habe. — Gesetzt, ihr Buben! sagte er, z. B. was müßtet ihr thun, wenn ihr selbst schon Bauern wäret, und in der Wahl stündet, Ochsen oder Pferde zu euerm Gespann zu kaufen.

Kinder. Wir müßten vergleichen und unterscheiden.

Richard. Was müßtet ihr vergleichen?

Kinder. Die Ochsen und die Pferde.

Richard. Was würde das helfen?

Kinder. Daß wir wüßten, was wir zum Anspann uns kaufen müßten.

Richard. Nun vergleicht einmal!

Kinder. Man kann beyde zum Anspann brauchen.

Richard. Damit ist euch noch nicht gerathen. Ihr müßt sie auch in Ansehung des Werthes und der Nutzbarkeit vergleichen, und dann unterscheiden, welches von beyden Thieren euch das nützlichste ist.

Kinder. Die Pferde sind theurer als die Ochsen, und im Geschirre und Futter kostbarer, und sind, wenn man sie stumpf gemähnt hat, zu nichts zu gebrauchen als zum Todtstechen. — Die Ochsen sind wohlfeiler im Ankaufe, wohlfeiler im Futter, und können gemästet werden, wenn sie nicht mehr zum Anspann taugen, und der Mist davon ist besser und fetter als von Pferden. *)

Richard. Welches von beyden Thieren ist also am wohlfeilsten zu kaufen, und am rathsamsten zu halten?

Kin-

*) Daß bey Kindern zwischen so weitläufigen Antworten noch viel mehrere Fragen gemacht werden mußten, versteht sich von selbst; — aber der Kürze wegen ließ man sie weg.

Kinder. Der Ochse.

Richard. Freylich sollte man lauter Ochsen halten, nicht wahr?

Kinder. Ja.

Richard. Gefehlt! Ihr habt noch nicht genug verglichen, und könnt also noch nicht unterscheiden, was am nützlichsten ist. Ihr habt zwar den Kaufpreis und die Wagschaft verglichen; aber nur einen kleinen Theil des Nutzens. Vergleicht mir also einmal den Nutzen noch besser.

Kinder. Das Pferd kann man auch zum Reiten und Kutschenfahren gebrauchen; aber die Ochsen nicht; das Pferd zieht mehr als der Ochs; das Pferd geht besser Berg auf und Berg ab; mit dem Pferde kömmt man schneller vom Flecke; das Pferd frißt auch saures Gras, aber der Ochs nicht, und auf manchem Acker ist der Pferdedünger besser als der vom Rinde.

Richard. Seht also, sind Pferde vortheilhafter?

Kinder. Ja!

Richard. Gefehlt; ihr seyd noch immer nicht fertig. Ihr müßt nun auch das Land unterscheiden, wo ihr wohnet, und den Gebrauch, den ihr vom Vieh machen wollet.

Kinder. Wenn man viel saure Wiesen hat, wenn das Land sehr bergicht ist, und wenn man Aecker hat, denen der Roßdung besser zuschlägt, so muß man Pferde halten.

Ri-

Richard. Noch mehr.

Kinder. Wenn man viel reiten muß, wenn man weite Fuhren und grosse Lasten hat, wenn man mit Kutschenfahren oft etwas verdienen kann . . . .

Richard. Dann? — — —

Kinder. Dann sind Pferde besser —

Richard. Wenn aber das nicht ist!

Kinder. Dann soll man lieber Rindvieh halten.

Richard. Also merkt, Kinder! Bey allem, was man unternimmt, muß man an den Endzweck denken, und die Mittel darnach einrichten.

Noch hundert Proben von der Art könnte ich von Richards Kunst anführen, wie er von einer Kleinigkeit anfieng, und auf's Grosse übergieng; wie er bey allem den geistlichen und leiblichen Nutzen zeigte, und seine Kinder an's Denken gewöhnte.

So können in meinem Dorfe die Kinder vielleicht auch denken, aber nicht reden, sagte mancher Fremdling, der eine Kinderlehre zu Traubenheim besuchte. — Sie werden es überall so lernen, wenn man sie überall so reden lehrt, antworteten die Leute.

Schon von Lieberichs Zeiten her wußte man in der Traubenheimer-Schule nichts von der knechtischen Furcht, die Herr Schlaghart von Langenhausen zur christlichen Zucht für unentbehrlich hielt. Auch hatte Lieberich die Kinder gewöhnt, mit ihm zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, und das nannte Richard die Grundlage von der ganzen

Redekunst des Landvolkes. Wenn sich dann aber die Kinder nach ihrer bäuerischen Weise zuweilen falsch ausdrückten: so durfte niemand darüber lachen; er selbst aber übersetzte die Antwort in bessers Deutsch, ohne den Ausdruck der Kinder mit einer Sylbe zu tadeln. Am allerwenigsten wiederholte er den bäuerischen Ton, weil er dieses Verfahren für das sicherste Mittel hielt, die Kinder schüchtern und stumm zu machen.

Nächstdem stellte er mit seinen Zöglingen sogenannte Sprechübungen an.

Zuerst mußten sie lernen, statt ja oder nein einen Theil der Frage wieder in die Antwort zu bringen. Den Anfang machte er immer mit Fragen, die bejaht werden mußten z. B.

Frage. Hast du dich heute gewaschen?

Antwort. Ja, ich habe mich heute gewaschen.

Frage. Muß man dieß alle Tage thun?

Antwort. Ja, dieß muß man alle Tage thun.

Und so fieng er immer mit Sachen aus dem gemeinen Leben an, weil diese dem Kopf und der Zunge die geläufigsten sind; die Fragen aber machte er immer länger, und die Kinder mußten nun auch weitläufiger antworten.

Dann kamen Fragen, die man mit nein beantwortet, und auch hier mußte wieder der größte Theil der Frage in die Antwort: Z. B. Kann denn der Leib bey der Unreinlichkeit so gesund bleiben, als bey der Reinlichkeit? Ant. Nein, der Leib kann

bey

bey der Unreinlichkeit nicht so gesund bleiben, als bey der Reinlichkeit.

Nach diesem mußten sie sich gewöhnen, bey allem, was man von einer Sache sagt, gleich an das Gegentheil zu denken z. B.

Frage. Was ist das Gegentheil von gesund?

Antwort. Das Gegentheil von gesund ist krank.

Fr. Das Gegentheil von Ehre?

Ant. Schande.

Und nun die Anwendung:

Fr. Kann man bey der Unreinlichkeit gesund bleiben?

Ant. Nein, man wird gerne krank davon.

Fr. Bringt einem ein schmutziger Anzug Ehre?

Ant. Nein, er bringt einem Schande.

Hatten einmal die Kinder das zur rechten Fertigkeit gebracht, dann konnten sie auch auf Fragen, die das Christenthum betrafen, weit besser antworten.

Kam aber Heilman selbst in die Schule, und das geschah alle Wochen zwey- bis dreymal, dann kamen schwerere Verstandesübungen vor; denn er war der Meynung, daß man, um den Kindern helle Begriffe beyzubringen, das Schwere leicht, und um ihren Verstand zu schärfen, das Leichte schwer machen müsse. Dadurch wurden aber auch die Geisteskräfte der Kinder unglaublich geschärft, und in ihrem ganzen Leben war die Folge davon sichtbar.

Wie

Wie gerne möchte ich hier alle die Kunstgriffe der beyden treflichen Männer, Herrn Pfarrer Heilmanns und Richards, weitläufiger darstellen; aber das soll vielleicht in einem eigenen Buche geschehen. Hier mag es genug seyn, durch ein einziges Beyspiel gezeigt zu haben, welch einen wichtigen Antheil der gute Richard daran hat, daß die Traubenheimer meist richtiger denken, und besser sich ausdrücken, als die meisten Dorfsnachbarn im Umkreise.

Zwanzigstes Kapitel.

Ey, denkt nur! nun lernen die Traubenheimer = Schulkinder gar noch die Landkarten!

Auf Anrathen des Herrn Pfarrers verfertigte nun Richard in müßigen Stunden grosse Landkarten mit deutschen Buchstaben für seine Schule. Der Herr Pfarrer, der treflich zeichnen konnte, machte selbst den Grundriß, und zwar etwas grösser, als die gewöhnlichen Landkarten; malte den Grund mit dünnen Farben, und strich auf den gestochenen Karten, welche nachgeschrieben werden sollten, alle Namen aus, die für Bauersleute überflüßig sind. Richard aber schrieb dann an die gehörigen Stellen mit schöner Fraktur und ziemlich groß alle Namen hinein,

die sein Herr Pfarrer für die wichtigsten hielt. So lieferte er fünf Landkarten. Auf der ersten stand die ganze Erde in zwey Halbkugeln; die andere enthielt Europa ganz allein; die dritte Deutschland, und die vierte Franken. Nun war im herrschaftlichen Schloße eine schöne, grosse Karte, auf welcher die ganze Flur von Traubenheim mit allen Hügeln, Wegen, Bächen, Mühlen und Waldungen genau abgemessen und gezeichnet war. Auch diese machte Richard nach. Diese fünf Bogen wurden nun auf grosse Pappendeckel geleimet, und in die Schule gestiftet.

Sie fiengen aber den Unterricht, zu welchem alle Wochen drey Stunden genommen wurden, so an: Zuerst hiengen sie den Riß der Dorfsflur an die Wand, und zeigten den Kindern, wie hier alles, was man auf der Markung im Grossen sieht, ins Kleine gebracht ist. Unbeschreiblich war nun die Freude der Kinder, als sie auf dem Papier jeden bekannten Bach oder Hügel, alle Mühlen und Gärten, die verschiedenen Lagen der Aecker, Weinberge, Waldungen, nebst den Flur - und Steigwegen der ganzen Markung sahen. Keine drey Lehrstunden waren vorüber, als sie schon alles im Augenblicke finden konnten. Sie bathen den Herrn Schullehrer, ihnen doch zu erlauben, nach der Schule noch eine Stunde dableiben, und in der Traubenheimer - Karte studieren zu dürfen; sie massen dann die ganze Flur nach dem kleinen Maßstabe, der unten angebracht war, mit dem Zirkel aus, und bekamen also das ganze Werk wie das Einmal Eins in Kopf.

Nun kam auch die andere Karte zum Vorschein, auf welcher Franken abgebildet war. Da guckten die Kinder, daß auf einmal ihre großmächtige Traubenheimer-Flur zu einem so kleinen Fleckchen geworden. Dafür aber sahen sie rings umher die benachbarten Dörfer und Städte und eine Menge Namen, die ihnen theils vom Hörensagen schon bekannt, theils noch ganz unbekannt waren. Pfarrer Heilmann gieng auch hier wieder von Traubenheim aus, und machte, so zu sagen, mit seinen Kindern Reisen durch ihr fränkisches Vaterland. Auf diesen mußten sie nicht nur die verschiedenen grössern und kleinern Ortschaften in demselben, sondern auch allerley Dinge in denselben kennen und lernen, die dem Bauer und Handwerker besonders wichtig sind. Was nun Heilmann von der Verschiedenheit, von den Früchten, vom Handel und Wandel, von der Verarbeitung der Landeserzeugnisse wußte, das brachte er gelegenheitlich alles bey, und die Knaben, die in der Folge als Handwerker auf die Wanderschaft giengen, konnten sich nun in jedes Land besser finden, und vergaften in grossen Städten nicht etwa die Zeit an einfältigen Wahrzeichen, sondern sahen sich nach gescheidern und nützlichern Sachen um.

Nachdem Franken also durchgelaufen war, gieng es über ganz Deutschland. In diesem war wieder Franken nur ein kleiner Fleck. Da fiengen die Kinder an, sich erst einen Begriff von der Grösse des Erdballs zu machen; ihre Dorfsflur kam ihnen nicht mehr vor wie eine Viertelswelt, und mächtig

muß-

mußten sie sich wundern, daß ihr Traubenheim so unwichtig seyn sollte, um nicht einmal ein Plätzchen auf der Landkarte von Deutschland zu verdienen. Gleichwohl gieng Herr Pfarrer Heilmann wieder von dem Fleckchen aus, wo beyläufig Traubenheim hätte stehen sollen.

War Deutschland durchgereist, und den Kindern bekannt, dann kam Europa zum Vorschein. Auch diese wurde von Deutschlands Mittelpunkt, nämlich von Franken aus, durchgegangen.

Jetzt hatten die Kinder einen ziemlichen Begriff von dem Erdtheile, zu welchem ihr Vaterland gehörte. Nun erst nahm Herr Pfarrer die beyden Erdhälften zur Hand. Verwalter Redlich, ein wohlbegüterter Mann, machte der Schule ein Geschenk mit einer ganz neuen Erdkugel. An dieser Kugel, welche den ganzen Erdball im Kleinen nach seiner Gestalt sowohl, als nach seinen Wässern, Ländern und Himmelsstrichen vorstellt, lehrte der gute Seelsorger seine kleinen Schüler das nöthigste, was ein gescheider Bauer von der Erde, ihrem Lauf, ihrem Stand gegen die Sonne, von Tag- und Nachtwechsel, von den Jahrszeiten zu wissen braucht.

Darüber spotteten und zankten Anfangs die Traubenheimer; am Ende aber bathen selbst einige wackere Männer und Pursche den Herrn Pfarrer, ihnen doch auch dergleichen Lehrstunden an Sonntagen zu geben. So entstanden, (nicht etwa durch obrigkeitlichen Zwang, sondern durch den Wunsch des Volkes selbst,) die Sonntagsschulen, die heute noch in Traubenheim fortgesetzt werden.

Aufgemuntert durch die Wißbegierde der Erwachsenen und Kinder, fieng nun Pfarrer Heilmann auch an, Naturgeschichte und Naturlehre zu treiben. Richard, der die Sachen schon ziemlich im Kopf hatte, lernte täglich besser die Kunstgriffe, sie auch dem Volke beyzubringen, und wurde dadurch im eigentlichsten Sinne Schulmeister oder Meister im Kinderunterrichte.

Keine Gelegenheit, nützen zu können, ließ er ungenützt vorbey, und deßwegen war es noch immer ein Fehler in Ansehung der Schule, der unserm Richard manche Kummerstunden machte. Er bemerkte nämlich mit Verdruß, daß die Kinder gewöhnlich im Sommer die Hälfte von dem allen wieder vergessen, was sie während der Schule im Winter gelernt haben. Mit edler Uneigennützigkeit entschloß er sich also, den ganzen Sommer über wochentlich zwey Schulen zu halten, und deßwegen den Herrn Obrist um Unterstützung zu bitten.

Heraus damit! schnurrte der alte Marschland, als Richard zu ihm kam, und um die Erlaubniß bath, eine Bitte vorzutragen. Heraus damit! Er ist ein Mann, der den Dienst versteht, und mir viele Gefälligkeit erzeigt, daß er die Traubenheimer-Kinder so wacker zusammenschult. Eine Hand wäscht die andere. Was will er?

Richard. Ihre Unterstützung, gnädiger Herr! Meine Kinder vergessen immer den Sommer über, was sie im Winter gelernt haben. Ich möchte Sommerschulen halten.

Obrist.

Obrist. Und was will er dafür?

Richard. Nichts, gnädiger Herr! aber um einen herrschaftlichen Befehl zur Einführung wollt' ich unterthänig bitten.

Obrist. Nu, nu, das heißt mir ein Schulmeister! Man sagt, ihr Leute schelmert euch um jeden neuen Buchstaben, und eure erste Frage sey: Herr! was wird uns dafür?

Richard. Mag seyn, gnädiger Herr! manche müssen wohl bey ihrem Hungerbrode so fragen. Ich habe das nicht Noth.

Obrist. Und nun, wie soll's denn gehalten werden?

Richard. Gerade wie im Winter; aber wöchentlich nur zwey Schulen. Die Leute bedärfen ihrer Kinder zu viel, und nebst dem Unterrichte muß auch für die Nahrung gesorgt seyn.

Obrist. Bravo! Bey Strafe soll jeder seine Kinder im Sommer in die Schule schicken.

Richard. Strafe ist ein hartes Wort, gnädiger Herr! Ihr Befehl ist genug.

Obrist. Auch recht; will's also befehlen; aber komm er herein, meine Tochter und ihre Kinder sollen sich bey ihm bedanken, und für meinen Part soll er alle Jahre, so lang ich lebe, drey Eimer alten Wein haben, den er auf meine Gesundheit austrinken soll.

Richard. Aber die Leute werden dann sagen, daß ich dem Gaumen zu lieb Sommerschulen halte. Keine Belohnung, gnädiger Herr Obrist!

aber

aber so lang ich lebe, werde ich mit Dank dieses Anerbiethens gedenken.

Obrist. Ah, pi pa! bedank er sich, wenn der Wein ausgetrunken ist! Kurz und gut, er bekömmt alle Jahre drey Eimer alten Wein von mir. Ein Dorf voll gescheider und guter Bauern, wie er sie ziehen hilft, ist hundert Fuder werth, und damit Punktum!

Ohne Widerrede mußte also Richard zur gnädigen Frau, die ihm in den gerührtesten Ausdrücken dankte, und ihre Kinder herbey rief. Küßt unserm braven Herrn Schullehrer die Hand, sagte sie. Er will Sommerschulen halten, daß die Kinder in Traubenheim recht viel lernen, und geschickt und wacker werden sollen, und ihr wißt, daß das die größte Wohlthat auf Erden ist.

Freudig umarmte Burkhard den ehrlichen Schullehrer, und küßte ihn; Fräulein Agnes folgte ihm nach. Unserm Richard flossen Freudethränen. Die Sommerschulen nahmen ihren Anfang. — Einige sandten ihre Kinder aus Lust; andere aus Furcht vor dem gestrengen Herrn Obrist; die drey Eimer alten Weins dauern als Besoldungszulage bis auf heute fort, und die Sommerschulen behalten ihren gesegneten Fortgang.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Ehre den Schulmeister! denn er ist der höchsten Tugend eine auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich zu ziehen — denn es thut's schier niemand an den eignen!

Die vielen Verdienste, die sich Richard um den Verstand seiner Zöglinge erwarb, übertraf er noch durch die Sorgfalt für ihr Herz. Er war der Meynung, daß ein Schullehrer, der seinen Kindern nur gut lesen, schreiben und rechnen nebst dem Katechismus beybringt, seine Pflichten nur halb erfüllt, daß ein böses Herz bey einem hellen Verstande doppelt gefährlich, und ein Dorf voll denkender Bösewichter weit verdorbener sey als eines, wo die heilige Einfalt wohnt. Vor allem suchte er also, in seinen Kindern menschlich gute Gefühle zu erwecken, und alles, was diese verhindern oder unterdrücken könnte, zu verbannen. Er selbst war ein Muster eines guten, frommen Menschen. Seine Lehren und Unterredungen führten immer zu frommen Empfindungen, und bey seinen Gesprächen wußte er die Kinder so auszuholen, daß er gleichsam auf den Grund ihrer Herzen hineinsah. Mit dem Stecken, pflegte er zu sagen, beugt man nur den Rücken, aber nicht das Herz; bringt es zum Müssen, aber nicht zum Wollen, und der weise Spruch: Räche nicht alle Missethat, und kühle dein Müthlein nicht,

wenn du strafen sollst! kam ihm nie aus dem Gedächtnisse. Mußte er zuweilen züchtigen: so geschah es mit ernstem Unwillen, und nie anders, als mit sichtbarem Beweise des Kummers.

Nur bey Diebstahl, Bosheit und Grausamkeit blieb er unerbittlich, und hielt Schläge für unumgänglich nothwendig. Harte Menschen, die ihre Mitgeschöpfe zur Lust martern, dachte er, müssen an sich selbst empfinden, wie es thut, sonst werden sie nicht weichherzig. Erfuhr er demnach, daß eines seiner Kinder ein Thier oder einen Mitschüler geplagt hatte: so stellte er ihm die Grausamkeit seines Thuns recht beweglich vor, und vergaß nicht dabey, das Beyspiel des unglücklichen Klaus *) wieder aufzufrischen. Fieng dann das Kind an zu weinen: so sagte er: Deine Thränen, du hartherziges Kind! sind noch kein Beweis, daß du dich bessern wirst. Du hast meine Ermahnungen bisher oft genug vergeblich gehört, vielleicht hilft es, wenn ich dich einmal an deinem eigenen Leibe fühlen lasse, was Schmerzen sind. Und nun erst bekam das Kind seine Züchtigung. — Die Hauptstrafe bestand darinn, daß er über den Fehler ein Gespräch anfieng, und das böse Kind am meisten antworten ließ.

War der Fehler recht groß, so hatte er ein eignes, von ihm selbst zusamm geschriebenes Büchlein, worinn

*) 2 Theil 6 Kapitel.

worinn Gebethe wider die meisten Kindersünden standen, er schlug es auf, und sagte dann: Nun, Kinder! sprecht ein Gebeth mit mir, und versprecht es dem lieben, allwissenden Vater im Himmel dadurch, daß ihr in euerm Leben nie diesen Fehler begehen wollet. Gewöhnlich konnten aber die Kinder vor Weinen kaum mitbethen, und so gewöhnten sie sich frühzeitig, das Gebeth als einen Zaum gegen die Sünde, und als einen Sporn zur Tugend zu gebrauchen.

Auf Schandstrafen, welche die Kameraden des Beschimpften zur Schadenfreude, und diesen zur Rachsucht reizen, hielt er gar nichts. Der alte Schlaghart zu Langenhausen hatte in seiner Schule einen hölzernen Esel mit Wiegenläufen und eine papierne Kappe mit ein Paar langen Ohren und der Aufschrift: Yah! yah! In dieser Mütze mußten die Ungeschickten auf dem Esel reiten, und die ganze Schule durfte den Reiter auslachen. Ferner war eine grosse hölzerne Brille ohne Gläser da, die er denen, die nicht lesen konnten, aufsetzte, und sie so auf die Tafel stellte. Dadurch wurden die bestraften Kinder boshaft und niederträchtig, die andern aber schadenfroh. Schon Lieberich war dieser Thorheit nicht gut, noch weniger aber Richard. Selbst das Hinauf- und Hinuntersetzen mochte er nicht wohl leiden. Durch das Hinaufsetzen, sagte er, werden die Geschickten zum Hochmuth und nicht zum edlen Stolze gereizt. Sie lernen dann nicht, weil es ihnen gut oder nützlich ist, sondern weil man andere

ne-

neben sich dadurch verkleinern kann; die Hinunter-gesetzten aber werden neidisch und schamlos. — Alle Belohnung des Fleißes und der Artigkeit bestand bey ihm darinn, daß er den Kindern weissagte, daß es ihnen gut gehen würde, wenn sie so fortführen, und daß er sie liebe, gute Kinder hieß. Uiberhaupt gab er sich Mühe, alles zu vermeiden, was Verbitterung unter den Kindern veranlassen könnte. Nur sehr selten trug er es darauf an, daß ein Kind das andere verrathen mußte, und wenn das geschah, so bestrafte er das Kind, welches gefehlt hatte, nur mit gelinden Worten; dafür aber gab er sich in der Kirche Mühe, alle Kinder, wo möglich, im Gesichte zu haben und selbst zu beobachten.

Gelegenheiten, ein gutes Werk zu thun, stellte er seinen Kindern immer als ein besonders Glück vor, und wenn er durch eines seiner Kinder irgend jemand einen Gefallen thun konnte: so nahm er immer eines der bravsten dazu. Dadurch gewöhnten sie sich frühzeitig, Werke der Nächstenliebe für die größte Ehre und liebste Beschäftigung zu halten. Gieng z. B. eine fremde Person vor der Schule vorbey, die den Weg nicht wußte: so bekam gerade das Kind, welches sich am besten in der Schule gehalten, die Erlaubniß, den Weg zu zeigen, und so weit mitzugehen, bis nicht mehr zu irren war. —

Folgendes Beyspiel, welches die guten Früchte dieser Erziehungsweise bestättiget, verdient in einer Geschichte des Dorfes aufbewahrt zu werden. In Scheckenau, einem benachbarten Dorfe, kam

einmal um Mitternacht Feuer aus. Geschwind fuhren die Traubenheimer Schulkinder aus den Betten, und eilten nebst den erwachsenen Leuten mit ihrer Spritze zur Hilfe. Da sie mit dem Löschen wohl bekannt waren: so machten sie zu allererst doppelte Reihen vom Wasser bis zur Spritze; einige der Größern stiegen auf benachbarte Dächer, und gossen Wasser auf; dabey hielten sie mit ihrem Fleiße vom ersten bis zum letzten Manne aus. Der Scheckenauer Beamte freute sich so sehr über den Fleiß und Ordnung dieser Kinder, daß er sie nach dem Brande laut zusammen rief, ihnen vor allen Leuten das größte Lob ertheilte, und sie mit einem großen Thaler beschenkte, den sie mit einander verzehren sollten. Da nahm Ulrich, ein Enkel des Niklas Wenner, den Thaler. Nicht wahr, Kameraden! rief er aus, das Geld wollen wir nicht vertrinken, sondern es ein Paar armen Kindern hier geben? Ja, ja, ja, das wollen wir! schrien alle zusamm. Komm her, Sohn! sagte der Beamte, und küßte den Knaben, stellte ihn der Scheckenauer Jugend zum Muster auf; ließ den Vorfall in eine Zeitung setzen, und die Traubenheimer Schulkinder erhielten den Beyfall aller, die es lasen.

Auch Richard lobte sie in der ersten Schule, und bath sie, am folgenden Tage von ihren Kleidungsstücken oder Sparpfenningen etwas für die abgebrannten Kinder mitzubringen. Da brachten etliche von ihnen ganz neue Strümpfe, die sie in der Arbeitsschule gestrickt hatten; andere von ihrem da-

selbst

selbst verdienten Gelde ꝛc.; das frohe Gesicht aber, mit dem sie zum Theil ihre ganze liebe Baarschaft aufopferten, war mehr werth, als das reichste Geschenk.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Pfarrer nimmt vom Dorfe, und ein braver Mann — von der Erde Abschied.

Herrn Pfarrer Heilmann war bey den gesegneten Früchten seiner Bemühungen der Aufenthalt in Traubenheim immer lieber geworden; nur das lag ihm schwer am Herzen, daß er bey seinen geringen Pfarrerträgnissen seinen verwaisten sechs noch unerzogenen Geschwisterten die Unterstützung und Bildung nicht geben konnte, die sein liebvolles, brüderliches Herz ihnen so gerne gegeben hätte; und da er sie alle bey sich haben mußte, wurde die Last ihm täglich schwerer. Zwar nahm der gutmüthige Beamte Konrad Redlich, der das geheime Anliegen seines Freundes bemerkte, den ältesten Bruder desselben, Namens Jakob, den wir in der Folge wieder finden werden, zu sich in die Schreibstube, mit dem Versprechen, ihn noch studieren zu lassen, und von nun an ganz allein zu versorgen; aber noch fünf unversorgte Geschwisterte waren für den zärtlichen Bru-

der doch oft ein Sorgenstein; aber die liebe Vorsehung nahm ihm diesen drückenden Stein eher vom Herzen, als er's ahndete und hoffte.

Unerwartet erhielt er eines Tages die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines alten Herrn Nachbarn, des Pfarrers zu Bergfelden. Auf die gewöhnliche Einladung des Landdechants kam auch Heilmann zur Leiche. Schon war die Beerdigung vorbey, und eben sollte das Seelenamt anfangen, als dem Prediger, der bestimmt war, seinem verstorbenen Mitbruder die Leichenrede, wie es dortmals noch gewöhnlich war, zu halten, von einer solchen Steckung überfallen wurde, die es ihm unmöglich machte, zu predigen. Keiner von den versammelten Pfarrern hatte das Herz, die Predigt zu übernehmen; nur Heilmann entschloß sich dazu, und seine Leichenrede fiel so sehr zum Wohlgefallen des Dorfes aus, daß er noch am nämlichen Tage von der Gemeinde, die durch ein besonders Vorrecht sich ihre Seelsorger selbst wählen durfte, zu der einträglichen Pfarrey in Bergfelden erwählt, und so auf einmal aller Sorgen entlediget wurde, die ihm sein spärliches Einkommen zu Traubenheim verursachte.

Auf Fürsprache des Langenhauser Pfarrers gab nun der alte Obrist dem jüngern Bruder desselben, Namens Franz Xaver Helfrich, die erledigte Pfarrey zu Traubenheim, ohne jedoch den jungen Priester zuvor mit Einem Auge gesehen zu haben, der bisher bey einem Grafen als Hofmeister stand. Zu seinem Schrecken erschien bald darauf in der Person

des

des neuen Pfarrers ein ganzer Hofmann, voll der feinsten Sitten seines Zeitalters.

So viel Beyfall er unter dem Adel erhalten hatte, so wenig gefiel er dem rauhen Obrist. — Ey, so mach Bücklinge, du Deutschfranzos! das ist dir ein Dorfpfarrer, wie durch den Seiher gelaufen! schrie er ohne Unterlaß, sobald er ihn gesprochen, und mit seiner Tochter wieder allein war. Nicht weniger unzufrieden mit der getroffenen Wahl war auch die Traubenheimer Gemeinde. Heilmanns deutscher Handschlag und Gruß, und seines Nachfolgers städtisches Kompliment stachen allzusehr ab. Helfrich sprach immer: Man wird die Gefälligkeit haben . . . man lasse sich doch nieder ꝛc. . . . das Man verstanden aber die Bauern nicht recht, und wußten nicht, von wem die Rede war. Nicht einmal Gesundheit konnte Helfrich mit ihnen trinken; wenn sie sprachen: Will's Ihm bringen, Herr Hochwürden! so wußte er nicht einmal zu sagen: Wohl bekomm's! und wenn sie ihm das angenipfte Glas reichten, that er nicht einmal Bescheid.

Helfrich war als kleiner Knabe in die Stadt gekommen. Bauernsitten waren ihm ganz fremd, und eine gewisse Zierlichkeit, ganz ausgespitzelt nach dem damaligen Geschmack, zur andern Natur geworden. Die Bauern aber hielten diese Zierlichkeit für einen unheilbaren Fehler, und noch ehe Helfrich aufzog, kam schon dem alten Obrist die Klage zu Ohren: Ach, lieber Gott! das ist kein Pfarrer für uns; der kann mit schlechten Leuten nicht umgehen!

Man

Man muß es ihm doch ein wenig beybringen, daß er die Komplimentenschneiderey wegläßt! — sagte Marschland zu seiner Tochter, — und wer konnte wohl mit dem Beybringen besser umgehen, als er selbst? Herr! sagte er eines Abends zu seinem neuen Pfarrer, die Bauern zu Traubenheim kratzen sich hinter den Ohren, daß sie so einen galanten Pfarrer bekommen. Was sollen so feine Siebensachen zu Traubenheim? Stellen Sie Sich! — Nun will ich einen Bauern machen! (er geht auf ihn zu, und reicht ihm die Hand) Grüß Gott, Euer Hochwürden!

Helfrich. (lächelnd) Guten Morgen! Was ist gefällig?

Obrist. Falsch! Schön Dank, Nachbar! muß man zuerst sagen, und dann nicht: Was ist gefällig? sondern: Was bringt ihr mir Gut's?

Auf diese Weise nahm Marschland den neuen Pfarrer täglich in die Schule. Helfrich war auch so gelehrig, daß die Traubenheimer bald sagten: Er lernt sich doch noch in die Leute schicken.

Heilmann, dessen Abschiedsstunde allgemach herannahete, hielt am letzten Sonntage vor seinem völligen Abzug von Traubenheim die Abschiedspredigt. Ihm war es nicht, wie vielleicht manchem andern Geistlichen, darum zu thun, einen Namen hinter sich zu lassen, der dem Nachfolger zur Verkleinerung gereicht. Er hütete sich daher sorgfältig, den Leuten in den letzten Wochen seines Aufenthaltes zu Traubenheim schöner zu thun als vorher.

her. Ihm war so wenig lieb, daß ihn die Bauern auf Kosten Helfrichs so sehr lobten, daß er vielmehr seinen Nachfahrer bey jeder Gelegenheit in Schutz nahm, und den Bauern sein ernstliches Mißfallen zeigte, wenn sie den geschickten und guten Helfrich so neben ihn herab setzten.

In seiner Abschiedsrede aber machte er erst seinem Herzen freye Luft. Eben in dem Augenblicke der Rührung, als die ganze Kirche zusammen weinte, fieng er an:

Eure Thränen um meinen Abschied, ihr lieben Traubenheimer! würden mein Herz in die süßeste Wehmuth versenken, wenn ich mich nicht in dieser Freude, von euch geliebt zu werden, durch ein geheimes Ahnden gestört fühlte. Ich muß es nur gestehen, ihr Lieben! daß ich fürchte, meinem theuren, rechtschaffenen und guten Herrn Nachfolger möchte es in den ersten Jahren bey euch gehen, wie es mir ergangen ist. Eure Herzen hiengen, als ich zuerst unter euch auftrat, noch ganz an dem frommen und weisen Mann, dessen Nachfolger ich wurde, ob er gleich bey meiner Ankunft schon mehrere Jahre im Grabe lag. — Jeder Mensch hat seine eigene Weise; folglich war ich nur im Gutmeynen, aber nicht sonst in allen Stücken meinem hochwürdigen Vorfahrer gleich. Einiges an mir schien euch daher ganz neu; das neue war euch zuwider; besonders aber mein jugendlicher, rascher Muth. Ihr wurdet zum Theil unzufrieden mit mir,

zum Theil gar meine Feinde. Itzt, — wie ganz anders! — itzt weint ihr um meinen Abschied, und mit dankbarer Rührung muß ich euch das Zeugniß geben, daß ihr mich, nachdem wir uns einander besser verstehen und kennen gelernt hatten, wie Brüder und Kinder geliebt habt. — O, daß ich auch so glücklich gewesen wäre, euch durch mein eignes Exempel zu zeigen, wie unrecht man einem Manne thun kann, wenn man über ihn richtet, ehe man ihn recht kennt! Weinen müßt' ich, wenn ich erführe, daß ihr den lieben, frommen Priester, der mein Nachfolger wird, so behandeln würdet, daß er seinem Amte nicht mit Freuden vorstehen könnte, sondern nur mit Seufzen, wie ich in den ersten Jahren meiner hiesigen Pfarrey; Gott! würde ich ausrufen, so hätte ich denn 24 Jahre an dieser Gemeinde gearbeitet, ohne sie nur dahin gebracht zu haben, das Wesentliche von dem Zufälligen unterscheiden zu können! So war ich denn nicht im Stande, nur so viel zu bewirken, daß sie sich in ihren neuen Pfarrer schicke. Vergeßt doch ja nicht, daß ihr mir Anfangs, als ich euch noch fremd war, oft wehe gethan, und doch in der Folge mit mir zufrieden geworden seyd. Macht mir doch in meiner Abwesenheit die Freude, daß mein hochwürdiger Herr Amtsnachfolger, wenn wir uns nach einiger Zeit wieder sehen, mir die Hand drückt, und mir dankt, daß ich ihm eine Gemeinde hinterlassen habe, die liebreich und folgsam ist; die sich nicht an Nebendinge, sondern an die Hauptsache hält, und ihm gerne Zeit

ver-

vergönnt, sich mit ihr und ihren Bedürfnissen und Wünschen bekannt zu machen. — Das, liebe Pfarrkinder! ist der größte Ruhm, den ich mir in der Welt wünsche, und in eurer Gewalt steht es, mir diesen Nachruhm zu verschaffen.

Mit dieser Abschiedspredigt verließ Pfarrer Heilmann sein geliebtes Traubenheim, und zog vom ganzen Dorfe gesegnet, nach Bergfelden, welches schon vor mehr als hundert Jahren auch einmal der Zufluchtsort eines Traubenheimer Pfarrers war. Ein halb Jahr nach seinem Abzug starb Fritz Rudiger, der brave Dorfsschultheiß. Pfarrer Heilmann, der es dem Redlichen in seinem Leben nicht genug verdanken konnte, wie gut er ihm Anfangs beygestanden hatte, kam aus dankbarer Regung fünf Stunden weit her auf seine Leiche, und hielt ihm auf Verlangen des Herrn Pfarrer Helfrichs eine kurze Grabrede.

Bey dieser Gelegenheit hatte Herr Heilmann die Freude zu hören, daß seine letzten Ermahnungen nicht fruchtlos gewesen sind; Helfrich umarmte ihn, und wiederholte mit inniger Rührung die Worte, welche Heilmann aus seinem Munde zu hören so sehnlich gewünscht hatte.

Fritz Rudiger wurde zwar nicht allgemein bedauert; denn einige sagten: Er war ein herrischer Mann, der immer für die ganze Gemeinde das Wort geführt hat! aber die Thränen aller redlichen, gescheiden Männer des Dorfes und die gerechten Lobsprüche des Pfarrer Heilmans, der ihn durchaus

kann-

kannte, waren eine reiche Schadloshaltung für den Tadel dieser unbesonnenen Richter.

Ihm folgte im Schultheißamt sein Sohn Bernhard, den wir schon bey zwey sehr unglücklichen Vorfällen kennen gelernt haben. Lesern, die sich seiner noch erinnern, darf ich also wohl nicht erst sagen, daß die Wahl auf einen Würdigen gefallen ist. Er war damals ein Mann in seinem besten Lebensalter, kaum 35 Jahre alt, und das ganze Dorf konnte sich das allerbeste von ihm versprechen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Traubenheim bekömmt nun wieder einen neuen Gutsherrn.

Obrist von Marschland wurde nun täglich gebrechlicher, und mußte sich pflegen wie eine Wochenbetterinn, um nicht alle 24 Stunden ein neues Uibel am Halse zu haben. Das Rothlauf verließ ihn an dem bleßirten Fusse kaum: so war es schon wieder da, und die unheilbare Krankheit, das hohe Alter, brachten der Schwächen ohne dieß genug mit sich. Marschland fühlte sein herannahendes Ende, und sprach oft mit einem so gleichgültigen Tone darüber, daß seine Tochter und seine Enkeln weinten. Einst ließ er seine Agnes (das junge Fräulein von Trau-

ben-

benheim) vor sein Bett kommen. Höre, Tochter! sagte er, du siehst, ich bin ganz in die Pfanne gehauen, und ehe man eine Hand umkehrt, werde ich auf dem Schragen liegen. Nichts verdrießt mich, als daß mein Name schon wieder in Franken aussterben soll. Darum hab' ich dir lange schon unsern Vetter, den Lieutenant Wolfgang von Marschland, zugedacht. Wie meynst du? Agnes!

Agnes weint.

Höre, Mädel! ruft der Alte, du wirst dich nicht zu guter Letzt schelmern? Da ist ein Brief — dort liegt er — schick' ihn fort! Wenn der General den Vetter nicht will heurathen lassen, so soll er quittiren.

Agnes. Ach, bester, liebster Großvater! wie wird sich das schicken!

Obrist. Was? wenn ich ihm kupple. Du Narr! Fische, wie du, fängt man nicht in allen Wässern. Was meynst du wohl, Langenhausen hat mich 70, 000 fl. baar gekostet, und das gehört größtentheils dein!

Agnes. Aber wir wissen ja nicht, ob ich dem Vetter Wolfang gefalle.

Obrist. Pi pa! Geplauder! Schick nur den Brief fort; die Liebe steckt im Bettstroh!

Agnes. Aber ich kenne ihn kaum vom Gesichte.

Obrist. Werdet euch schon kennen lernen! Du weißt, ich kann das Albern nicht leiden. Was hast du am Vetter Wolfgang auszusetzen?

Agnes. Nichts, lieber Großvater! er ist hübsch und brav.

Ag=

Obrist. Also, und was weiter? Geh, geh und schick' den Brief auf die Post, und damit Punktum! Gar zu gern möchte ich bey lebendigem Leibe das Ding noch richtig wissen!

Mit Thränen erzählte Agnes den Vorfall ihrer Mutter. Ist dir Vetter Wolfgang nicht recht, liebe Agnes? fragte diese. — Ach, Wolfgang ist gut und recht; aber — — aber — — versetzte die verlegene Tochter. — Nun, sagte Marianne, wenn dein Herz nichts gegen ihn einzuwenden hat: so setze den Verstand dießmal nur immer bey Seite! Unser Vetter weiß, daß dein Großvater ein sonderbarer Mann ist, und ein Körbchen hast du wohl nicht zu fürchten.

Gesagt, geschehen! Wolfgang von Marschland entzückt über den seltsamen Antrag schrieb sogleich den heißesten Dank an den alten Obrist, und die zärtlichsten Briefe an seine Agnes, bewarb sich um seinen Abschied, weil ihm die Heurath erschwert wurde, und eilte im Merz 1753 nach Langenhausen; aber Vetter Obrist erlebte den fröhlichen Tag nicht mehr. Drey Tage vor Wolfgangs Ankunft trat plötzlich seine stäte Krankheit, das Rothlauf, zurück, und Marschland starb, ehe nur ein Arzt gerufen werden konnte, in einem Alter von 80 Jahren. Nach seinem Befehl mußte er soldatisch beerdiget werden: Eine Kompagnie Würzburger Soldaten war demnach dazu erbethen, und eben im Aufbruche begriffen, als Wolfgang nach Würzburg kam. Zu seinem Schrecken erfuhr er hier die traurige Nachricht,

richt, und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit, um der beorderten Kompagnie noch zuvor zu kommen, und seiner Schwiegermutter und Braut in ihrem Kummer beyzustehen. Wolfgangs Ankunft war ihnen in mehr als einer Absicht erwünscht. Er besorgte von dem Augenblick an nicht nur die Beerdidigung des alten Obristen, dessen Tod ihm unendlich nahe gieng, sondern auch die sämmtlichen Güterangelegenheiten, und wurde nach ein paar Monaten ein glücklicher Ehemannn an der Hand seiner Agnes.

Nun will ich aber wieder einmal die Lebensgeschichte des jungen Erbherrn Burkhard Julius von Traubenheim nachholen, den wir im 17ten Kapitel als einen gelehrigen Zögling des alten Obristen verlassen haben. Durch Mariannens Bitten und auf Zureden des Langenhauser Pfarrers, dessen Schüler der kleine Burkhard auch war, ließ sich der alte Großvater von dem Entschlusse nach und nach abbringen, aus seinem Enkel einen Kriegsmann zu ziehen, und schickte ihn, da er in den Gegenständen der niedern Schulen bey dem Pfarrer im Orte unterrichtet worden, nach Würzburg auf die Universität. Von da kam er im Jahre 1748 als ein Mann voll Gelehrsamkeit und Fleiß zurück, trat eine Reise durch Deutschland an, und nahm Dienste am Hofe des Churfürsten von der Pfalz, wo er sich vor den meisten Edelleuten seines Alters so vortheilhaft auszeichnete, daß er, ein junger Mann von 25 Jahren, als Gesandter nach München an den baieri-

rischen Hof geschickt wurde, und 1751 seinen Posten antrat. Ich übergehe die genauern Umstände seines Lebens, weil diese mit der Geschichte des Dorfes wenig zusammenhängen.

Jetzt erst wird uns Burkhard als Erbherr und Besitzer des Ritterguts Traubenheim wichtiger.

Sogleich nach dem Tode seines Großvaters trat er selbst die Verwaltung seines Ritterguts an, und empfieng im May 1753 die Huldigung zu Traubenheim. Kurz zuvor hatte er sich mit einem Fräulein, Namens Theodore von Windseck, verlobt, und eilte daher schon im folgenden Monate wieder nach München zurück, dem Fräulein sich antrauen zu lassen.

Theodore von Windseck lebte bey ihrer Mutter Bruder, der sich als Gesandter in München aufhielt. Sie war vater- und mutterlos, und nicht sehr bemittelt; aber Verstand, Güte des Herzens, Geschäftigkeit und eine edle Bildung des Gesichtes, die mehr einnehmend als schön war, gaben ihr das Recht, auf einen Mann von Burkhards Verdiensten Anspruch zu machen. Während seines Aufenthaltes in Langenhausen schrieb Burkhard einige Briefe nach München an seine damalige Braut, die ich hier einschalte, weil sie zur Geschichte des Dorfes in diesem Zeitraume gehören.

Burkhard von Traubenheim
an
Fräulein Theodore von Windseck.

(Erster Brief.)

Langenhausen, am 19ten May 1753.

Gestern spät, liebe Theodore! bin ich hier glücklich angelangt. Meine Mutter und Schwester fielen mir mit Thränen der Freude um den Hals, und mir ist es seit dem Tode meines Großvaters zum erstenmal wieder ganz wohl; denn die Sorgen um meine Mutter und Schwester haben mich bisher beständig beunruhiget, die glücklichen Stunden ausgenommen, die ich bey Dir, liebe Theodore! zubrachte. Nichts fehlt mir hier — als Du, liebes Mädchen! doch bald bin ich wieder bey Dir! Meine Mutter grüßt Dich mit innigster Mutterliebe, und meine Schwester mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Auch Schwager Marschland will Dir bestens empfohlen seyn. Alle schmachten nach Deiner persönlichen Bekanntschaft. Marschland ist ein schöner, blühender Mann, verständig und entschlossen, der meiner Mutter in der trüben Lage nach dem Tode ihres Vaters kindliche Dienste geleistet hat. Noch diesen Abend wird er mit meiner guten Schwester verbunden werden, weil ich gerne ein Augenzeuge ihrer ehelichen Verbindung seyn möchte. Wegen der Trauer, die noch kürzlich im Schlosse war, soll alles ohne Geräusch gehen. Uiber die Güterangele-

genheiten haben wir uns mit wenig Worten vereiniget. Ich habe keine Herauszahlung verlangt, sondern nur darauf angetragen, daß mein Schwager allein den Bewittum für meine Mutter bezahlen soll. Seine Dankbarkeit und sein Versprechen, an meiner Statt für Traubenheim zu sorgen, ist mir Entschädigung genug für den kleinen Verlurst. Nur die Hauptangelegenheiten werde ich mir künftig nach München berichten lassen. In der Nähe sieht man besser als aus der Ferne. — Nach Traubenheim bin ich noch nicht gekommen, und werde auch nicht eher dahin kommen, als am fünfzehnten dieß Monats, auf welchem die Huldigung, wie Du schon weißt, angestellt ist.

Schwager Marschland kömmt eben auf mein Zimmer; alles will mit mir plaudern, und kein Mensch denkt, daß ich ja auch doch mit meiner Theodore sprechen muß; aber ich stehle wohl noch etliche Augenblicke, diesen Brief noch heute zu schliessen, und morgen in aller Früh auf die Post zu liefern.

Nachts 10 Uhr.

Die Brautleute haben sich zur Ruhe begeben. — Die Pfarrer von hier und Traubenheim, ersterer kopulierte, und die zwey Brüder zusamm sind, dann die beyden Beamten von beyden Dörfern waren die einzigen Hochzeitsgäste. Ich dachte dabey nur an Dich, liebe Theodore! und an das Glück, das auch mir nun bevorstehet, an der Hand eines häuslichen, klugen und christlichen Weibes glücklich zu werden.

Aber

Aber noch ganz entkräftet von der Reise und vom vielen Wachen, (vorige Nacht habe ich keine drey Stunden geschlafen,) — bin ich nicht im Stande, länger die Feder zu halten. Schlaf süß, Liebe! und sage bald viel Erfreuliches

Deinem

treuen Burkhard.

(Zweyter Brief.)

Langenhausen, den 16 May 1753.

Liebe Theodore!

Den ersten Morgen nach der Traubenheimer Huldigungsfeyer muß ich anwenden, um Dir, Allerliebste! die Geschichte des Tages zu erzählen. Gestern morgens 7 Uhr fuhren wir von Langenhausen ab. Mein Schwager, sein Weib, ihr Beamte, Namens Rollinger, und seine Frau, die Tochter des Verwalters zu Traubenheim, sassen in der einen, und meine Mutter, ich und der Pfarrer von Langenhausen in der andern Kutsche. Die Sonne, die eben anfieng über die starken Morgennebel zu triumphiren, schien in ihrer schönsten Pracht, und spiegelte in Millionen Thautropfen des schönen Wiesenthals, durch welches wir fuhren. Ein ganzes Heer neugieriger Menschen von Langenhausen lief vor und hinter uns her. Die einen sangen, die andern pfiffen ein Stückchen auf dem Blatt, und noch andere schäckerten unter sich. Unter diesen fröhlichen Menschen stimmte sich auch mein Herz zur in-

nigsten Freude, und fast fieng ich an, meinen Marschland zu beneiden, der, vom Stadtgetümmel entfernt, immer unter diesen natürlichen Menschenkindern leben kann. Wir waren noch eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, als die Traubenheimer schon ihre Glocken zogen, und aus den Pöllern feuerten, die sie von Langenhausen geborgt hatten, wo das soldatische Spielwerk unter meinem seligen Großvater gar gewaltig Mode war. Am Eingange des Dorfes war eine Pforte von etlichen mit Bändern und Frühlingsblumen behängten Mayenbäumen errichtet. Unter diesen stand das Dorfsgericht. Bernhard Rudiger, der Schultheiß, sagte uns im Namen Aller den Willkomm. Schauer und Freude des Wiedersehens fuhren mir durch's Herz, als er mir mit altdeutscher Traulichkeit die Hand in die Kutsche both; denn Du mußt wissen, liebe Theodore! daß er der nämliche Bernhard ist, der dort vor 18 Jahren, als mein Vater vom Wagen erschlagen wurde, die Jammernacht im Walde mit uns ausgestanden, und meinem seligen Vater den letzten Liebesdienst erwiesen hat; ich mußte weinen bey seinem Anblick, so neu wurde mir der schreckliche Auftritt; zugleich wurde mir's so heimisch, daß ich nicht wußte, ob meine Thränen mehr der Freude des Wiedersehens oder der traurigen Rückerinnerung gehörten. Mein Schwager fuhr indeß voran, und hielt eine Strecke vor der Ehrenpforte stille, bis ich nachkam; als aber der Kutscher mit einem: Prrr! seinen Pferden geboth, vorwärts zu machen, war der

Wagen in den zähen Morast der Fuhrstrasse so fest eingewurzelt, daß der Kutscher auf die Pferde hauen und schlagen mußte, um nicht gar einer Winde zu bedärfen. — In aller Welt! rief ich voll Unwillen, was habt ihr für Wege? Weit und breit ist alles staubtrocken, und mitten im Dorfe versinkt man im Koth! Euer Hochadelich Gestreng! rief einer der Bauern, Veit Janhagel, (der Rarität willen mußt Du doch auch seinen Namen wissen,) wir haben schon mehr als hundert Fuhren Steine und Kiefer daher geführt, aber das Wasser macht den Kiefer immer zur Suppe, und dann liegen die Steine wie Klösse darinn, mit Respekt zu sagen, und ist gar kein Fortkommens mehr. — Wer wird sich denn aber so einfältig anstellen? rief ich; warum laßt ihr die Strasse nicht pflastern? Du mein Gott! sagte Veit, wer gäbe uns Geld dazu? — Bernhard, der indeß nachkam, meynte, daß nicht Geldmangel, sondern nur die Widerspenstigkeit der Bauern daran Schuld sey. Der Herr Verwalter, sagte er, hat schon ein paarmal auf's Pflastern angetragen, und ihnen vorgestellt, daß der Weg immer ärger werden müsse, wenn sie nur Koth auf Koth hinaufführen, und Steine dazwischen würfen; aber sie hatten keine Ohren, und der Herr Obrist sagte: Laßt sie im Dreck herumpatschen, wenn sie die Froschgasse nicht anstrocknen wollen! Dem Uibel wird abzuhelfen seyn! gab ich zur Antwort, und verbarg meinen Unwillen, weil ich dem fröhlichen Dorfe die Lust des Tages nicht verderben wollte.

Wir

Wir kamen zum Schloß. Der Pfarrer, der Beamte und der Schullehrer bewillkommten uns vor dem eisernen Gitterthor, und der ganze Hof wimmelte von Menschen. Vor der Thüre standen wieder Mayen und Musikanten darum her. Beym Aussteigen übergab mir ein weißgeputzter, mit Bändern gezierter Knabe beyliegendes Glückwünschungsschreiben *), indem er noch ein auswendig gelerntes Kompliment mit vielem Anstand machte. Den Glückwunsch hat der Knabe selbst aufgesetzt und geschrieben. Du kannst Dir daraus, liebe Theodore! einen vortheilhaften Begriff von der Traubenheimer Dorfsschule machen. Ein mit Kränzchen aufgesetztes und gleichfalls weiß gekleidetes Mädchen übergab mir in einem Körbchen, daß einer der Schulknaben geflochten hat, 6 Paar baumwollene Strümpfe als ein Meisterstück aus der Arbeitsschule, die ich Dir schon mündlich beschrieben habe. Daß man sich aber auch in Traubenheim auf die Galanterie versteht, siehst Du, Geliebte! daraus, daß unter den Strümpfen 3 Paar Frauenzimmer Strümpfe waren, die ich Dir hier schicke. Ein ländlichers Geschenk könnte ich Dir wohl nicht machen — ich schicke es ja — — vom Dorfe, und als ein Kunstwerk unserer Ortskinder, wirst Du deßwegen auch einen Werth darauf legen, ob es mich gleich noch dazu auch ein Gegengeschenk kostete, das am Ende auch zu Mayländer Strümpfen

---

*) Welches hier aber weggelassen ist.

pfen zugereicht hätte. Mehr aber als das Trankgeld war in den Augen des Dorfes die Ehre werth, daß ich noch vor der Huldigung ein Paar dieser Strümpfe anzog, und so vor der Gemeinde erschien.

Die Huldigung selbst gieng, wie gewöhnlich, von statten. Redlich, der Beamte, hielt eine kleine Rede an das Volk, die mir sehr wohl gefiel. Nach der Huldigung kam auch mich der Kitzel an, ein Probstück meiner Redekunst abzulegen. Und hier, liebe Theodore! hast Du die ganze Predigt so, wie ich sie aus dem Stegreife gehalten habe. Du weißt, daß mich ein Soldat und Pfarrer zugleich erzogen, und in die Wette geschult haben, und mußt Dich also nicht wundern, wenn meine Anrede ein wenig zwitterhaft ausgefallen ist.

„Ich kann den Ort, an welchem ich euern Handschlag empfangen habe, sagte ich, nicht verlassen, ihr lieben Unterthanen! ohne euch herzlich zu danken für die ländlichen Freuden, die ihr mir und meinen Angehörigen heute gemacht habt. Von euern Vorgesetzten habt ihr das stattlichste Zeugniß, und ich hoffe, daß ihr euch künftig des Lobes immer würdiger machen werdet, so wie ihr von mir überzeugt seyn dürft, daß ich immer eure gute Seite erkennen, und euer Freund seyn werde. Mein Schwager, Herr von Marschland auf Langenhausen, wird in gewöhnlichen Fällen meine Stelle vertreten, in außergewöhnlichen aber werde ich mir selbst Bericht erstatten lassen, und für euch sorgen. Ich empfehle euch hiemit Gehorsam gegen ihn und

gegen den Herrn Verwalter. Beyde werden als treue Vormünder für euch sorgen. Beyde besitzen schon euer Zutrauen und eure Liebe; ich lasse euch also in guten und erwünschten Händen zurück. — Eins aber, woran ich heute zufälliger Weise erinnert worden bin, muß ich euch selbst mündlich noch vortragen. Es ist Jammerschade, daß so wackere, fleißige Leute noch nicht darauf gekommen sind, die morastige Strasse, die mein Großvater mit Recht nur die Froschgasse hieß, auszubessern. Eure Gesundheit muß durch die faulen, feuchten Dünste nothwendig leiden; Fremde, die durchreisen, halten euch für liederlich, und schelten über euch, wenn sie den schlimmen Weg paßiren; an Geschirr, und Vieh und Kleidern ruinirt ihr alljährlich eine Menge, und vielleicht mehr, als was ihr hineinstecken müßt, wenn ihr sie gehörig pflastern läßt. Dem Herrn Verwalter hab' ich indeß zu eurer Erleichterung aufgetragen, euch dazu 200 fl. aus der Amtskasse zu schenken, und dafür zu sorgen, daß die Hand- und Viehfrohn gehörig ausgeschlagen, und das Werk noch heuer angefangen wird; aus eurer Willigkeit aber werde ich erkennen, ob ihr mich lieb habt.

Vivat der gnädige Herr! schrie Bernhard, und alle stimmten mit ein. Darauf dankte er im Namen der Gemeinde für das Geschenk, und gab mir nebst denen, die zunächst standen, die Hand darauf, daß mein Vorschlag pünktlich solle befolgt werden.

Uiber Tisch waren wir zu sechzehn, worunter nebst dem Pfarrer und Beamten und Schullehrer von

Traubenheim der Schultheiß und drey vom Dorfsgerichte waren. Wir tranken alle zusammen laute Gesundheiten, und liessen uns den Wein aus einer alten Kanne schenken, mit der mein seliger Großvater vor sechzig Jahren von der Gemeinde war bewillkommt worden. Vor Vergnügen blieben wir bis spät in die Nacht. Im Wirthshause war Musik für die Jugend. In jedes Haus aber ließ ich, wie gewöhnlich, einen kleinen Willkomm von Brod und Wein vertheilen.

Und nun, gute Nacht, liebe Theodore! Der Brief ist ohnehin bis zur Ungebühr lang; aber wer kann sich mit Dir satt schwätzen? Nächstens mehr, und bald ein gesundes, freudiges Wiedersehen! Bis ins Grab

Dein

Burkhard.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ah, das ist lustig! Auf die Huldigung kömmt nun auch die Hochzeit.

(Dritter Brief.)

Langenhausen, den 1. Juny 1753.

Deine Antwort auf meinen ersten Brief, liebe, gute Theodore! muß einem zweyten Brief von mir auf dem Wege begegnet seyn. Hoffentlich ist dieser sammt dem Ehrengeschenke, das ich Dir machte, schon in Deiner Hand. Hoffentlich auch schon wieder eine Antwort auf der Reise. Ich kann Dir nicht ausdrücken, was Deine Briefe für mich sind. Ich las, und konnte mich nicht satt lesen, bis ich von meinem Schwager gestört, und zum Abendtische gerufen wurde.

Zu Traubenheim war ich indeß fünf- oder sechsmal; einmal beym Pfarrer und zweymal beym Verwalter. Ich muß Dir doch eine kleine Schilderung von den Leuten machen, die Du hier antreffen wirst. Der Pfarrer Helfrich ist ein Mann von beyläufig dreyßig Jahren und etwas darüber, ein Franke von Geburt, den sein Bruder von Langenhausen meinem Großvater empfohlen hat. Die Gemeinde war Anfangs nicht zufrieden mit ihm, weil er zu viel Feinheit mitgebracht haben soll, die den Bauern zu hoch war, wie der Thee; nun aber wird er allgemein geliebt, und hat sich ganz in den Ton gestimmt, aus

wel-

welchem man mit Landleuten sprechen muß. Ich habe ihn predigen gehört, und ungemein viel Lebhaftigkeit und Faßlichkeit in seinem Vortrage gefunden. Stiller aber und sittsamer sah ich noch keine Gemeinde in der Kirche. Groß und klein ist ruhig — andächtig, und während der Predigt gespannt aufmerksam. In der Christenlehre antworteten die Kinder zu meiner Verwunderung; selbst die Verheuratheten sind in Menge dabey, und halfen ein, wenn die Kleinern etwas nicht wußten. Sein Vorfahrer, der jetzt Pfarrer in Bergfelden ist, hat ihm meisterlich die Bahn gebrochen, und sein Schulmeister arbeitet ihm vor, wie keiner im Umkreise. Kurz, in Traubenheim haben sich alle Umstände vereinigt, dieß Dorf gesittet, lenksam, wahrhaft christlich und wohlhabend zu machen. Solche Pfarrer, solche Beamte, solche Schulmeister und Dorfsschultheissen und Gutsherren, wie meine Vorfahrer gewesen sind, müssen Wilde zu gesitteten Menschen machen — so wie im Gegentheil alles vergeblich ist, wenn nicht alle Räder zusammengreifen.

Der Beamte zu Traubenheim, Konrad Redlich, ist ein Mann von etlich fünfzig Jahren. Er und sein Weib sind Muster einer friedlichen Ehe, und leben noch heute so zärtlich für einander wie ein Brautpaar — oder wie wir in unserm fünfzigsten Jahre leben werden. Er hat eine einzige Tochter, die schon seit fünf Jahren an dem neuen Verwalter Rollinger zu Langenhausen verheurathet ist. Unumschränkter kann nicht leicht ein Beamter über die Gemü-

müther seiner Amtsunterthanen herrschen. Das Mißtrauen, mit welchem gewöhnlich das Volk gegen seine Richter erfüllt ist, kennt man hier kaum; aber auch ihm hat ein Mann vorgearbeitet, der seines Gleichen wenige hat — Wulfing mit Namen, dessen Schicksal ich Dir erzählt habe. Von Klaghändeln hört man wenig. Unordnungen wird durch strenge Polizey vorgebeugt. Die Blutsäuger der Bauern, ich meyne die Juden, haben wenig Gewerb im Dorfe, weil eine vortrefliche Einrichtung in Ansehung des Schuldenwesens gemacht ist; und die Gemeinkasse hat Redlich schon vor mehreren Jahren in eine Leihbank umgeschaffen, aus welcher arme Leute, wenn sie einiger Gulden bedürfen, das Geld um billige Zinsen bekommen, aber zur bestimmten Zeit wieder zurück bezahlen müssen. Er ist ungemein aufgeweckt und munter, auch in Gesellschaft seiner Bauern, doch immer so, daß er ihnen nur ein Beyspiel giebt, wie man mit gutem Anstand lustig seyn kann. Sein Aeusseres nimmt schon für ihn ein, wohlgewachsen, von freundlicher Gesichtsbildung und männlichem Anstande. Fast wirst Du glauben, liebe Theodore! daß ich Dir eine Fabelwelt schildere, oder daß mich die Vaterliebe gegen die Fehler meiner Kinder verblende; gewiß aber wirst Du mit mir einstimmen, wenn ich Dich einmal in Traubenheim einführe, um Dich mit dem Dorfe bekannt zu machen, das in Dir eine Mutter finden soll.

Dieß ist wahrscheinlich der letzte Brief von hier. Kömmt keine ganz besondere Hinderniß dazwischen: so

so reise ich am 14ten dieß Monats wieder ab, um Dich ganz zu der Meinigen zu machen.

Burkhard reiste zur bestimmten Zeit in Gesellschaft seiner Mutter nach München ab, und wurde bald nach seiner Ankunft dem Fräulein von Windseck angetraut. **Ulrich Wenner**, ein Sohn des Franz und Enkel des Niklas, begleitete den gnädigen Herrn; denn die Sitte, jedesmal einen Bauernsohn auf Reisen mitzunehmen, scheint in der Traubenheimer Familie erblich zu seyn. Ulrich blieb bis zur Rückreise der alten gnädigen Frau in München, streifte die ganze Gegend durch, erkundigte sich nach allem, was ihm merkwürdig war, und kam erst in Mitte des Septembers mit der gnädigen Frau wieder zurück.

Burkhard und Theodore waren indeß ein glückliches Paar, und Marianne von Traubenheim eine der glücklichsten Mütter, geliebt und geehrt von ihren Kindern.

Nichts blieb ihr zu wünschen übrig, als die Freude, bald einen Enkel zu küssen; aber diese Freude wurde ihr spät zu Theil. Burkhards Gemahlinn befand sich zwar schon guter Hoffnung, als sie das erstemal zum Besuche nach Langenhausen kam; ihre Niderkunft aber war so unglücklich, daß Theodore kaum mit dem Leben davon kam, und das Kind unter den Händen des Geburtshelfers starb. Noch fünf unglückliche, theils zu frühe Niederkunften folgten nach, und die Aerzte verzweifelten, ob Theodore jemals eine glückliche Kindesmutter werden könne; denn, ihrer Aussage nach, war sie durch allzu star-

kes Schnürren verdorben, und daher bey etlichen Niederkunften in augenscheinlicher Todesgefahr.

Agnes von Marschland hatte während deß Rachels Schicksal — und Marianne that Anfangs auf die Großmutterfreuden Verzicht.

Traubenheim und Langenhausen schienen also nach kurzer Zeit wieder in fremde Hände zu fallen. Theodore war darüber ihres Gemahls wegen in zärtlichen Sorgen. Sah er nur eine Viertelstunde trüb vor sich nieder: so hielt sie es für eine Folge ihrer kinderlosen Verbindung. Oft weinte sie darüber im Stillen, und hielt alle Tröstungen und Versicherungen ihres Burkhards für Verstellung.

Gegen das Ende des Jahres 1762 fühlte sich Theodore zum siebentenmal in gesegneten Umständen. Diese Entdeckung setzte die ganze Familie in Besorgniß für ihr Leben; Theodore allein war voll Hoffnung und guter Aussicht; sie hoffte wenigst zu sterben, wenn sie auch das Glück nicht haben sollte, Mutter eines lebenden Kindes zu werden. Burkhard überredete sie, mit ihm nach Traubenheim zu reisen, ihrer Niederkunft dort abzuwarten, und sich der Geburtshilfe des geschickten Lieberichs zu bedienen. Theodore lebte bey diesem Vorschlag neu auf, und traf im Merz 1762 mit ihrem Gemahl in Traubenheim ein. Nach einigen Wochen nahte sich die Stunde ihrer Niederkunft, und Lieberich genoß der unaussprechlichen Freude, sie von einem gesunden Knaben zu entbinden. Die Thränen der Angst lösten sich nun auf einmal in Freudenthränen auf; aber wer könnte das

Ent-

Entzücken und fröhliche Getümmel beschreiben, das von dem Augenblick in Langenhausen und Traubenheim herrschte?

Glücksgüter sind immer um so erfreulicher, je länger man sie gewünscht, und je weniger man sie gehofft hat. Aber selbst Theodorens Mutterfreude glich dem Entzücken der Großmutter nicht, mit dem sie ihren ersten und einzigen Enkel an's Herz drückte. Gott Lob! rief sie, Gustav und Heinrich sollen nicht absterben! — Burkhard überraschte sie daher höchst angenehm, als er ihrem Enkel zum Andenken an seinen Groß- und Urgroßvater in der heiligen Taufe die Namen Gustav Heinrich ertheilen ließ. O Knabe! rief sie aus, indem sie den kleinen Gustav Heinrich in die Arme schloß, wenn du deinem Namen einst Ehre machst, und ein Gustav und Heinrich wirst! Aber Thränen sanken ihr bey dem Namen Heinrich auf den lachenden Enkel.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Es soll immer noch besser werden in Traubenheim; denn auch das Hutwesen wird verbessert.

Nicht lange nach der Niederkunft seiner Gemahlinn wurde Burkhard nach Mannheim berufen, und von da aus wieder nach München geschickt. Seine Theo-

dore ließ er in Traubenheim unter der Aufsicht seiner Mutter; kam zweymal von Baiern aus, sie und ihren Säugling zu besuchen; aber erst im Sommer des folgenden Jahres nahm er sie mit sich nach München zurück.

Einen für Traubenheim erheblichen Vorfall erzählt sie ihm indeß in folgendem Briefe vom 1. Januar 1763.

Daß ich Euch immer Liebes und Gutes wünsche, trauter Burkhard! habt Ihr wohl nie bezweifelt. — Ich kann also den Wunsch zum neuen Jahr weglassen. Gott hat uns bisher nicht nur das Bessere für's Angenehmere gegeben, sondern auch im vorigen Jahre unsern liebsten Wunsch erfüllt. O! der Knabe macht mich unaussprechlich glücklich! Sein Lächeln, sein Streicheln und Lallen und selbst sein unbändiger Muthwille haben so viel Süsses für mich, daß ich mich oft fragen muß: Was würde aus dir werden, Theodore! wenn Gott deinen Gustav Heinrich zurücknähme? — Und doch knüpft sich mein Herz immer fester an ihn! Nur von unserer lieben Mutter werde ich übertroffen, die ganz allein für das Kind zu leben scheint.

Schwager Marschland und Agnes besuchen mich fleißig; aber ich war nur ein einzigesmal bey ihnen, weil ich den unbändigen Kleinen nicht gerne dursten lasse.

Und nun eine Nachricht, lieber Burkhard! die Deinem Herzen, ich weiß es, nahe gehen wird, lieber Burkhard!

Un-

Unser braver Verwalter, Konrad Redlich — ist nicht mehr! Am heiligen Christtage morgens war er noch in der Kirche; nach Tisch überfiel ihn plötzlich ein außerordentliches Stecken; Lieberich öffnete ihm eine Ader; er erholte sich wieder ein wenig; Deine Mutter und ich besuchten ihn gleich; aber er sprach nur wenig, und drückte uns beyden die Hand, um damit zu verstehen zu geben, daß ihm das Sprechen hart ankomme. Marschland kam noch am Abend des nämlichen Tages in Gesellschaft des Amtmanns Rollinger und seiner Frau, ihn zu besuchen; Redlich hatte sich indeß wieder ein wenig gesammelt, sprach noch mit unserm Marschland über Amtsangelegenheiten, und tröstete seine weinende Familie. In der Nacht von 25 bis 26sten Dezember kam aber der Steck- und Schlagfluß wieder, und riß unerwartet schnell den weisen und guten Mann aus unserer Mitte. Wir alle waren fast untröstlich, und jetzt noch fallen mir Thränen auf's Blatt. Schwager Marschland hat Dir wahrscheinlich schon Bericht erstattet. Vor drey Tagen war die Beerdigung des wahrhaft guten und rechtschaffenen Beamten. Der Auflauf aus der Nachbarschaft war so groß, daß während dem Seelenamte mehr als hundert Menschen außerhalb der Kirche am Freythof bleiben mußten. Den Kummer und das Wehklagen der Gemeinde kann ich Dir nicht beschreiben. Deine Mutter und ich haben die Wittwe geführt. Deine Schwester gieng mit seiner Tochter — der Beamte von Langenhausen und Schwager Marschland begleiteten ihren Mann

in der Trauer. Man redet in der Nachbarschaft davon wie von einer Seltenheit. — Wie wenig Achtung und Dankbarkeit gegen treue Diener muß unter Herrschaften seyn, wenn man so etwas merkwürdig findet! Seine Begräbniß haben wir ihm neben den Uiberbleibseln Wulfings angewiesen, und Du, Lieber! setzest ihm doch ein kleines Grabmaal? Nicht wahr?

Der alte Pfarrer Heilmann von Bergfelden, der auch auf der Leiche war, hat Deine liebe Mutter und mich gebethen, für seinen ältesten Bruder Jakob, der schon mehrere Jahre bey dem Verstorbenen in der Schreibstube gewesen ist, und nachher auf dessen Kosten studiert hat, ein Fürwort bey Dir einzulegen. Redlich hat ihn oft gelobet; auch bey der Gemeinde ist er noch in so freundschaftlichem Andenken, daß wohl das Amt nicht besser als mit ihm wieder besetzt werden kann; doch, das steht einzig und allein in Deinem Willen, lieber Burkhard! Der alte Heilmann hat mir indeß das beyliegende Bittschreiben übergeben, und seinem sehnlichen Verlangen, ein Wörtchen für seinen Bruder zu reden, konnte ich doch nicht ganz widerstehen. Seit drey Jahren ist er schon herrschaftlicher Verwalter, und sehnt sich nach einem bessern Stückchen Brod, dessen er auch werth seyn soll. Vielleich ist er Dir von Person bekannt.

Lebe wohl, lebe lange, lebe für mich und unsern Kleinen! Viele Grüße von Mutter, Schwager und Schwester; besonders aber von Deiner Dir

ewig treuen Theodore.

Theodorens in diesem Briefe enthaltene Wünsche wurden genau und bald von ihrem zärtlichen Gatten erfüllt. Redlich erhielt das Grabmaal, das ihm Theodore erbethen hatte. Der Stein steht neben dem, welchen der Verstorbene seinem Erzieher, einzigen Wohlthäter und geistlichen Herrn Vetter, dem ehemaligen Pfarrer in Traubenheim, Anton Ehrlich, und seinem Firmpathen Wulfing setzen ließ, und hat die ganz einfache Aufschrift:

Seinem
treuen Diener und Freunde
Konrad August Ehrlich,
Beamten in Traubenheim,
gebohren 1701, und gestorben 1763,
setzt
dieß Denkmaal aus Dankbarkeit
der Gutsherr
Burkhard Julius von Traubenheim.

Auch erhielt Jakob Heilmann ohne Weigerung gleich darauf den Dienst. Redlichs zurückgelassene Wittwe zog zu ihrem Schwiegersohn Rollinger nach Langenhausen, und beschloß bey ihm ihr Leben in Ruh. Im Sommer 1763 wurde Heilmann vom gnädigen Herrn, als er eben seine Gemahlinn abholte, der Traubenheimer Gemeinde unter dem Titel eines Amtmanns vorgestellt. Schon während seiner ersten Verwalterey hatte er sich sehr stark auf die Landwirthschaft verlegt, und übertraf wirklich in die-

sem Stück seinen Vorfahrer, so zwar, daß er zur Verbesserung des Bauernwesens in Traubenheim ungemein viel beytrug. An Herrn Wolfgang von Marschland, der sich mit aller Leidenschaft auf Wirthschaftsangelegenheiten verlegte, um nicht in Langenhausen ein Müßiggänger zu werden, fand er einen eifrigen Beystand. Gleich im ersten Monate seines Aufenthalts in Traubenheim brachte er die Polizey des Hutwesens in bessere Ordnung. Vor seiner Zeit hatten die Hirten das Recht, nach Gefallen Schaden zu thun. Mit Anbruch des Frühlings lagen sie mit ihren Heerden auf den Wiesen; Schaf- und Kühhirte liefen einander den Rang ab; das Vieh benagte die jungen Grasspitzen, daß die Wiesen ihren Trieb verloren; traten eine Menge Gras in den feuchten Boden; in ihren Stapfen fieng sich das Wasser, und die Gräser faulten darinn ab. War der Schäfer mit seinen Schafen zuvor gekommen, so wollte das Hornvieh nicht mehr darauf weyden, und keine Witterung war so feucht, in der man nicht austrieb, und die Wiesen verdarb. Uiber den ungesunden Thau, der des Morgens am Grase hieng, bekam das Vieh Krankheiten, und die Leute klagten dann über Verlurst, ohne zu wissen, woher er kam. Des Winters hüteten die Bauern selbst ihre Schafe auf das dichte Korn, und liessen ihre eigenen Aecker so zusammen nagen, daß oft mehr als ein Zehntel zurück blieb.

Nun gab aber Heilmann folgende Hutpolizey:

1. Daß nur im Herbste das Vieh auf die Wiesen getrieben werden durfte; im Frühling hingegen schlechterdings nicht, weil dadurch der Graswuchs gehindert wird.

2. Kleeäcker, die erst im Frühling waren angesprengt worden, mußten auch im Herbste ganz geschont, und die übrigen eben so wie die Wiesen behandelt werden.

3. Damit es bey dieser Einrichtung nicht an Weyde fehlte, wurde die zu starke Schafheerde bis auf die Hälfte herab gesetzt, und jedem Dorfseinwohner nach Verhältniß seiner Güter genau bestimmt, wie viel er Schafe halten durfte.

4. Bey nasser Witterung durfte kein Vieh, wie es auch heissen mochte, auf Wiesen und Kleefelder getrieben werden.

5. Keine Heerde durfte früher auf die Weyde, als bis der Morgenthau abgetrocknet war; so wie auch wieder eingetrieben werden mußte, ehe Abends der Thau fiel.

6. Der Hirt mußte bey Strafe vor dem Austreiben sein Vieh zur Tränke bringen, damit es nicht vor Durst aus jeder Pfütze trank, und davon Krankheiten bekam.

7. Allenthalben hatte das Hornvieh den Vorrang vor den Schafen; denn das Rind bedarf langes Gras; die Schafe aber hingegen können auch das kürzere abnagen, und ist ihnen auch gesünder. Das

Rind

Rind hingegen frißt nur mit Widerwillen auf einer Weyde, auf welche schon Dung und Urin der Schafe gefallen ist.

8. Schweine und Gänse durften gar nicht auf Wiesen, weil erstere durch Wühlen und Ausraufen der Graswurzeln entsetzlichen Schaden anrichten; letztere aber gleichfalls durch Abnagen und Ausraufen der Narbe sehr nachtheilig werden.

9. Wegen der Holzungen blieb es beym Alten. Kein Vieh durfte mehr in den Wald; auch die Schweine nicht. Die Eicheln mußten geklaubt, vertheilt, und im Stalle verfüttert werden.

Diese Polizeygesetze machten unter dummen Leuten gewaltig viel Aufsehen; aber der alte Obrist hatte die Gemeinde gewöhnt, bey dergleichen unvernünftigen Klagen nicht allzu laut zu werden, und der junge Herr von Marschland unterstützte die Vorschläge Heilmanns so nachdrücklich, daß der ganze Widerwille des Volkes mit unnützem Gewäsch abgieng. Veit Janhagel war es allein, der sich mit Gewalt dagegen stemmte, und seine Ochsen mit eigner Hand auf die Wiesen trieb. Heilmann aber ließ ihn drey Tage in die Wasserschenke setzen, mit der ernstlichen Drohung, daß sein Vieh in die Gemeinkasse verfallen würde, sobald er noch einmal darüber würde betroffen werden, und hiemit war der ganze Aufruhr gestillt.

Auch machte der Amtmann den Bienenfreunden des Dorfes den Vorschlag, gemeinschaftlich etliche

fest

fest verschlossene Bienenstände zu bauen, die Bienen in Gesellschaft zu halten, und einem sachverständigen Manne zur Aufsicht zu übergeben. Manche von uns, sagte er, verstehen nicht recht, wie man mit Bienen umgeht, oder trauen ihnen nicht recht aus Furcht des Stichs, oder sind selten zu Hause, so, daß ihnen die Schwärme durchgehen, bis sie vom Felde kommen; manchmal fehlt's an Geld, Futter zu kaufen, und die armen Thierchen verhungern; manchmal an einem guten Platze. Mit Einem Worte, viel gescheider wäre es, wir stellten unsre Bienen alle zusammen, und schlügen dann aus, wie viel jeder am Gewinn zu fordern habe. Ein verständiger Bienenfreund, etwa ein sitzender Handwerker, der immer zu Hause bleibt, bekäme die Aufsicht darüber, und zur Belohnung, so oft geschnitten oder gestossen wird, einen gewissen Antheil am Honig. Käme ein Unglück über den einen oder andern Stock: so müßte die ganze Gesellschaft den Schaden tragen, so wie sie auch jeden Gewinn mit einander theilte. — Vom gewonnenen Honig würde demnach so viel verkauft, als die Kosten betrügen; das übrige aber nach Maßgabe des Einsatzes an die Mithaber vertheilt. Auf diese Weise hätte jeder jährlich einen kleinen Gewinn und keine Mühe. —

Die Sache leuchtete den Leuten so ziemlich ein; aber doch meynten sie, daß man es lieber erst im Kleinen anfangen soll. Ihrer zwanzig, unter welchen auch der Amtmann war, gaben jeder zwey Stöcke von gleicher Güte her, und liessen einen grossen

sen Stand gemeinschaftlich bauen. Ein Schuhmacher, der einen schönen Platz am Hause zum Bienenstand hatte, und damit gerne umgieng, bekam die Aufsicht, und gleich im ersten Jahre schlug es gut ein, so, daß nach und nach immer mehrere beytraten, und die eigenen Bienen ganz abgehen liessen. Vor zehn Jahren bekam ein Sohn des Peter Rulli das Haus, verpachtete seinen ganzen Garten an die Bienengesellschaft, und seit der Zeit wird die Bienenzucht so stark in Traubenheim getrieben, daß die Gesellschaft alle Jahre einen merklichen Gewinn zieht. — So viel vermögen Menschen, wenn sie ohne Neid und Mißtrauen treu und ehrlich zusammen halten; aber noch ist, meines Wissens, Traubenheim das einzige Dorf in Franken, wo eine solche Anstalt zu finden ist.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Gottfried und Ricke dürfen wir doch nicht vergessen — und leider! die theuern Jahre nicht.

Gottfried und Ricke sind doch wohl nicht so weit vergessen, daß ich bey der Wiedererwähnung ihrer Namen noch einmal sagen müßte, wer sie waren, und wie verdient sie sich um unser Dörflein gemacht haben? aber ihre Gräber kann ich nicht vorübergehen,

hen, ohne darauf eine dankbare Hand voll Erde zu streuen.

Ricke starb schon im Herbste 1758 an der Auszehrung. Die Geschichte ihrer Krankheit ist zu merkwürdig, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen könnte. Ein Jude brachte einmal ein Mieder in Rickens Haus; betheuerte, daß es von einer gesunden Person sey, und so kaufte sie's ihm ab; aber sie hatte nur wenige Monate das Mieder getragen, als sie unverhofft einen Ansatz zur Schwindsucht bekam. Alle Mittel dagegen waren vergebens. Sie starb in ihrem 39sten Jahre ohne Rettung dahin. Ihr Bruder verfiel zuerst auf die wahrscheinliche Ursache, und da er weitere Nachfrage hielt, erfuhr er, daß eine benachbarte Beamtens Frau, die an der Schwindsucht gestorben war, das Mieder getragen hatte.

So gefährlich kann oft der Ankauf alter Kleidungsstücke werden. Nicht nur Ausschläge, Krebsschäden und dergleichen sind ansteckend, sondern auch namentlich die Schwindsucht. — In den meisten Gegenden von Italien, Portugal müssen nach einem ausdrücklichen Polizeybefehl die Betten und Kleider der Schwindsüchtigen ohne Nachsicht verbrannt werden, und Aerzte weigern sich sogar, Menschen, die an dieser Krankheit sterben, zu öffnen, weil sie es ihrer eignen Gesundheit für gefährlich halten. In Deutschland hingegen legt man sich sorglos zu einer schwindsüchtigen Person, Trotz der ansteckenden Morgenschweiße, ins Bett, trägt ihre Kleider ohne Anstand,

stand, und glaubt alle nur mögliche Sorgfalt angewandt zu haben, wenn man den Verstorbenen nichts ins Grab mitgiebt, was ein noch Lebender getragen hat, und ihm ein Stück Waasen oder Brett unter das Kinn legt, damit er nicht etwa an einem Bande oder am Sterbküttel zullen kann, weil außer dem leicht derjenige, von welchem etwas in den Sarg gekommen ist, oder gar die ganze Familie nachsterben könnte.

Mit solchen närrischen Grillen martern sich viele Menschen in der Welt, und in wichtigen Dingen leben sie ohne Vorsicht dahin. Freylich wohl hat man Beyspiele genug, daß Leute bey Schwindsüchtigen geschlafen, oder ihre Kleider getragen haben, ohne die nämliche Krankheit zu bekommen; aber immer bleibt es Verwegenheit, und wer sich ohne Noth in Gefahr giebt, womit soll er sich trösten, wenn er darinn umkömmt.

Schon während Rickens Krankheit übernahm ihre Söhnerinn, Schulmeister Richards Weib, Johanne, die Arbeitsschule. Ihre vier eigenen Kinder liefen aus der Hand, und, ohne sie zu verwahrlosen, konnte sie täglich mit ihnen in der Arbeitsschule seyn. Sie übertraf an Geschicklichkeit ihre Vorfahrerinn, und besaß eine ganz eigene Zärtlichkeit in der Unterweisung. Die freundliche Sitte, mit der sie die Kinder behandelte, war zugleich ein Sporn zum Fleiß, und ein Muster zur Nachahmung.

In

In der ganzen Gegend ist vielleicht kein Dorf, wo man so freundliche Gesichter und so einschmeichelnde Stimmen unter den Bauersleuten antrifft; denn gewöhnlich behandeln die Menschen andere Leute eben so, wie sie sind behandelt worden, da sie noch Kinder waren. Wer von Jugend auf fast kein liebreiches, freundliches Wort hört; wer bloß unter Jagen und Treiben, unter Purren und Schelten aufwächst, wie kann der sich an freundliche Reden und an eine sanfte Gemüthsart gewöhnen? — Es ist daher bloß ein Werk der Erziehung, daß fast ganz Traubenheim vom Geiste der Traulichkeit beseelt ist; die Ehen sind fast durchgängig einträchtig; Kinder sind bescheiden und liebreich gegen ihre Eltern, und Fremde, die dahin kommen, mögen gerne unter den freundlichen Geschöpfen verweilen.

Nach Rickens traurigem Ende nahm Gottfried seine Nichte, die jüngere Tochter des Baders Lieberich, zu sich als Haushälterinn, und starb 1766 in seinem 70sten Jahre, von allen guten Menschen beklagt. Unter ihm kam die Baumzucht in Traubenheim auf's Höchste; die Gemein- und Herrschaftswaldungen ließ er im besten Zustande zurück; vom Wildschaden wußte der Landmann fast gar nichts; die Felder der Landleute waren ihm so werth, daß er Jagden oft des Morgens wieder absagen ließ, wenn in der Nacht Thauwetter eingefallen war, um nicht durch das Herumlaufen so vieler Menschen dem Saamfelde Schaden zu thun.

Nach

Nach seinem Tode wurden Burkhard von Traubenheim und Wolfgang von Marschland dahin einig, die Wildfuhr von Langenhausen und Traubenheim Einem Manne unter dem Namen eines Revierjägers zu übertragen.

Ich komme jetzt auf einen Zeitpunkt, der in der Geschichte Traubenheims vorzüglich merkwürdig ist; ich meyne die Theurung im Anfange der siebenziger Jahren. Die Fürsten hatten den Getreidhandel gesperrt, und von den Früchten ihrer Unterthanen Magazine gefüllt. Die kleinen Herren machten das Ding im Kleinen nach, und drückten dadurch ihre Bauern um so härter, je weniger Verkehr und Handel in ihrem spannenbreiten Ländchen Statt finden konnte. Theils Orten trugen die herrschaftlichen Kornhaufen jüdischen Wucher, indeß den Bauern jeder Weg zum guten Verkauf abgeschnitten, das Magazin von ihrem Uiberfluße reichlich gefüllt, und doch keinem Armen geholfen war. — Marschland, der gleich Anfangs diesen Anstalten nicht gut war, und nur bis auf weitere Vorkehr die Sperre verhängt hatte, besprach sich daher mit seinen Beamten, Schultheissen und andern verständigen Leuten über bessere Vorkehrung; schrieb deßwillen nach München an seinen Schwager, und machte folgende Anstalt, durch welche die Dörfer Langenhausen und Traubenheim wohlfeiles Brod und überschwenglich viel Geld erhielten:

Beyde Dorfschaften liegen, wie schon bekannt, im ergiebigsten Getreidlande. Mißjahre, in welchen

chen fast nicht allerwenigstens so viel wachsen sollte, was zur Erhaltung beyder Orte nöthig ist, sind fast unmöglich. Marschland und Burkhard hielten es daher für Uiberfluß, sich auf sieben egyptische Mangeljahre mit Getreid zu versehen; aber auf Jahr und Tag mußte doch für die Armen gesorgt werden. Zu dem Ende befahlen sie ihren beyden Beamten zu Langenhauseu und Traubenheim, alle Unterthanen, welche nicht selbst ihr jährliches Brod bauen, für Amt zu laden, und durch sie gewissenhaft angeben zu lassen, wie viel jeder noch bedurfte.

Da noch niemand die eigentliche Absicht wußte: so fand sich unter denen, die noch kaufen mußten, nur selten ein Betrug; die Bauern aber, die auf den Verkauf Getreid liegen hatten, und sich vor einem Magazin fürchteten, hörten kaum die Nachricht, als sie schon zum Theil aus Furcht vor einem Magazin das Getreid versteckten; das war aber überflüßige Sorgfalt. Die beyden Beamten liessen sich auf einen förmlichen Bodensturz gar nicht ein, sondern rechneten nur die benöthigte Summe von Getreid zusamm, schlugen in Beyseyn einiger redlichen und gescheiden Männer aus, wie viel beyläufig jeder Bauersmann zum Verkauf übrig haben, und verhältnißmäßig an die Armen abgeben könnte. Diesen Uiberschlag schickte Heilmann an seinen Herrn nach München, und erhielt darauf folgendes Dekret, welches der Gemeinde öffentlich bekannt gemacht wurde:

Da

Da bey dem ergiebigen Getreidbau zu Traubenheim und bey der rühmlichen Verbesserung der Landwirthschaft daselbst kein Jahr zu fürchten ist, in welchem nicht überflüßig Getreid zum Unterhalt des Dorfes gebaut wurde, da ferner keine getreidarmen Ortschaften einverleibt sind, für die ich als Gutsherr zugleich mitzusorgen hätte: so halte ich die Errichtung eines eigenen Magazins oder Getreidsperre für überflüßig. Doch aber fordern die ungeheuer steigenden Preise des Getreides und der immer mehr einreissende Mangel desselben eine Vorkehrung, durch welche einer förmlichen Hungersnoth gesteuert wird, und die Freyheit des Verkaufes kann nicht eher gestattet werden, bis nicht für diejenigen Ortseinwohner reichlich gesorgt ist, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen. Ich versehe mich daher zu meinen sämmtlichen Unterthanen zu Traubenheim, daß sie in folgender Verordnung meinen väterlichen Willen anerkennen, und die gute Sache nach Möglichkeit befördern werden.

Nach eingelaufenem amtlichen Bericht sind von den Einwohnern, die ihr Brod zum Theil oder ganz kaufen müssen, in Summa 218 Malter Korn und 83 Malter Weizen gefordert worden; das Getreid aber, welches nach Abzug dessen, was jeder Verkäufer selbst genießt, für heuer verkauft werden kann, beläuft sich nebst dem herrschaftlichen Vorrathe auf beyläufig 660 Malter Korn und 500 Malter Weizen.

Nach

Nach runder Zahl muß daher jeder Getreidverkäufer den dritten Theil seines verkäuflichen Korns und den sechsten Theil seines verkäuflichen Weizens an die Ortseinwohner abreichen, und zwar das Malter Korn um acht Gulden, das Malter Weizen um zehn Gulden und das Malter Vesen um sechs Gulden.

Welche oberwähnte Getreidsumme nach gemachtem Anschlage auf den herrschaftlichen Boden zu schütten, und von denen, die sich um Getreid gemeldet, sogleich wieder abzufassen ist.

Von diesem Augenblicke an stehet es dagegen jedem frey, mit seinem übrigen Getreidvorrathe nach eigenem Gefallen zu schalten und zu walten.

So wie man sich nun herrschaftlicher Seits aller Willigkeit von der Bauernschaft versieht: so ist man auch gesonnen, selbst mit einem guten Beyspiele voranzugehen, weßwegen dem Amte Traubenheim hiemit aufgetragen wird, sogleich nach Publikation dieser Verordnung den dritten Theil des herrschaftlichen Korns und den sechsten Theil Weizens an die Bedürftigen des Dorfes um eben das Geld abzureichen, und einen Zahlungstermin von Jahr und Tag festzusetzen, binnen welchen jeder unnachsichtlich bezahlen muß, bis zu welchem Termin aber auch jeder andere Verkäufer zuwarten muß.

Sollte gegen alles Vermuthen irgend ein Bauer sich weigern, dieser väterlich gemeynten Verordnung zu gehorchen, oder um ein paar Metzen auf oder ab Streit anzufangen: so ist sogleich sein ganzer

Vor-

Vorrath von Getreid so lange mit Arrest zu belegen, bis von hier aus gegen ihn das Weitere verfügt werden wird. Signatum München, den 9ten Septemb. 1770.

Burkhard Freyherr von Traubenheim.

Das Dorf, welches schon seit der Aernte unter der Sperre geseufzt hatte, war über diese herrschaftliche Verordnung inniglich vergnügt, und jedermann gab seinen Antheil um so williger für den gemäßigten Preis, da nicht nur der gnädige Herr sich selbst dieser Verordnung unterwarf, sondern auch Amtmann, Pfarrer und Schullehrer mit einem uneigennützigen Beyspiele vorangiengen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Theurung kam nicht nach Traubenheim — aber ihre leidige Gefährtinn — die Seuche.

Durch diese weise Veranstaltung wurde der Theurung und Hungersnoth in Traubenheim und Langenhausen ganz vorgebaut; die Verkäufer aber gewannen durch die freye Ausfuhr unglaubliche Summen. Sie verschönerten ihre Häuser, verbesserten ihre Felder, und Taglöhner und Handwerker hatten vollen Verdienst. Diesen noch zu vermehren, ließ der gnä-

gnädige Herr durch lauter einheimische Bauleute ein neues, schönes Amthaus errichten; die bisherige Verwalters Wohnung aber wurde reparirt, und zur Arbeitsschule eingerichtet. In eben den Jahren 1771 und 1772 ließ der Schultheiß Bernhard von dem Ertrage der zu Gustavs Zeiten angesäeten Waldung noch eine Gasse des Dorfes pflastern; auf dem Hauptplatze derselben den schönen Pumpbronnen errichten, der von ihm den Namen führt, und rund um das Dorf eine Allee von Ulmen anlegen, welche jetzt unter die Hauptzierden des Dorfes gehört.

In benachbarten Ortschaften hauste indeß die Theurung mit Ungestümm. Mittelleute verpfändeten ihre wenigen Aeckerlein für's tägliche Brod. Aermere verkauften ihre Hütten, wanderten nach Pohlen, oder irrten vor Hunger und Kummer im Bettel umher. Die reichen Filze zogen die verkauften Ländereyen an sich, und wurden in eben dem Grade zu begütert, in welchem ihre Taglöhner und Beysitzer zu arm wurden. Zu Traubenheim aber kannte man die Hungersnoth nur aus dem Klagen der herumziehenden Bettler und aus dem Geschrey, welches auswärtige Brodkäufer vor den Beckenhäusern erhoben. Kein Armer oder Mittelmann kam um seine Güter, und die Reichen sammelten sich gleichwohl viel Geld.

Der starke Erdäpfelbau verringerte den Aufgang des Getreides, und vermehrte den Verkauf desselben; niemand aber dachte daran, sich mit ungesunden und kümmerlichen Nahrungsmitteln zu behel-

fen. Die Seuche, welche gegen das Ende der Theurung ganz Deutschland ergriff, war daher auch viel weniger tödtend in Traubenheim als in den umliegenden Dörfern; aber den Anfang machte sie bey einem Manne, dessen Verlurst dem Dorfe sehr empfindlich war.

Schultheiß Bernhard Rudiger hatte unversehens bey einem Vetter in Purrbach die Seuche geerbet; sein Weib, die das Uibel für weniger ansteckend hielt, lag bey ihm, und bekam die nämliche Krankheit. Eine Diern und eines seiner Kinder fielen gleich darauf in eben das hitzige Faulfieber. Bernhard war — — verloren; starb in völliger Verstandesverwirrung dahin; etliche Tage nach ihm auch die Diern, und mit genauer Müh wurden noch Weib und Kinder gerettet.

Herr Pfarrer Helfrich ergriff nach dem Beyspiele seines würdigen Herrn Vorfahrers die Gelegenheit, das Volk aufmerksam zu machen auf das Elend, das noch aus der Seuche entstehen könnte, wenn sie nicht unverzüglich Gegenanstalt machen würden.

Das Hauptsächlichste, was ihr thun könnt, um der Wuth des Faulfiebers Einhalt zu thun, sagte er öffentlich am Grabe Rudigers, besteht darinn, daß ihr

1. alle Kranke von den Gesunden wegbettet, sobald man nur das geringste von der Krankheit bemerkt.

2. Niemals zwey Kranke in Ein Bett legt.

3. Auch nicht einmal die Kranken zusammen in Eine Stube bringt, sondern im Hause so vertheilt, daß sich die faulen Dünste nicht in Einem Orte zu häufig sammeln.

4. Durch allerley Mittel die Luft so rein als möglich zu machen, oder zu erhalten sucht. Dieß geschieht z. B., wenn ihr fleißig die Fenster öffnet, doch so, daß der Kranke nicht in die Zugluft kömmt — Weineßig recht fleißig auf heisse Steine oder glühende Schaufeln gießt, und durch Einathmung dieses gesunden Dampfes der Faulniß bey Kranken und Gesunden steuert.

5. Daß ihr endlich unsern geschickten Dorfsarzt gleich im Anfange der Krankheit ruft, und seinen Vorschriften pünktlich nachkommt.

Alles wollen wir gerne! denkt ihr vielleicht bey euch selbst — fuhr der Pfarrer fort; — aber woher nehmen wir Betten und Stuben für so viele Kranke?

Gescheide Leute müssen sich immer zu rathen und zu helfen wissen! Nehmt grosse Lailache, näht sie zusammen, füllt sie mit weichem Heu, oder noch besser mit gereinigtem Moos — und ihr habt Betten, die im Nothfalle eben so gut, und fast noch leichter sind, als eure gewöhnlichen Federbetten.

Glaubt nicht, daß die Kranken gerade alle in der Stube liegen müssen, damit man hübsch einheitzen kann. Eben durch das Einheitzen macht ihr oft Uibel ärger, zumal bey Faulfiebern.

Ihr Krankenwärterinnen, und überhaupt ihr Gesunde genießt fleißig Eßigspeisen, spült öfters den Mund mit Eßig aus; wascht euch täglich öfters, und zuweilen am ganzen Leibe; macht euch öfters Bewegungen im Freyen, und seht darauf, daß die verordneten Mittel fleißig und ordentlich gebraucht, und die Kranken mit Essen und Trinken pünktlich nach der Vorschrift gehalten werden; dann wird Gott unsre Vorsicht segnen, die Seuche wird wenig in unserm Dorfe um sich greifen, und bald wieder nachlassen.

Die Leute folgten diesem weisen Rath, und blieben größtentheils gesund, oder rissen sich doch bald wieder durch; nur Veit Janhagel meynte, das hiesse dem lieben Gott in seine Strafgerichte greifen. Trotz aller Ermahnungen und Warnungen legte er sich zu seinem kranken Weibe. Noch zwey kranke Kinder mußten gleichfalls in der Stube bleiben, wo wacker eingeheitzt und zugedeckt wurde. Kein Fenster durfte man öffnen, aller Qualm blieb beysammen. Veit! wenn ihr den entsetzlichen Dampf in euerer Stube länger zusammen haltet, und euch alle zusamm in die einzige Stube legt: so ist das unser letzter Besuch! sagten einmal der Pfarrer und der Dorfsarzt, die eben beyde zusammen getroffen waren. Je nun, sprach Veit ganz kaltblütig und völlig in dem Tone seines boshaft dummen Vaters; so ist eben Gott der Herr mein Arzt! Wenn ich gesund werden soll, so werde ich's wohl ohne Arzney wieder. Sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Er starb, und

drey

drey Leichen wurden bald nach ihm aus dem Hause getragen.

Weit heftiger als in Traubenheim wüthete die Seuche in Langenhausen, wo die Leute nicht so folgsam waren. Fünf und zwanzig Menschen starben in Einem Jahre am Faulfieber; den Beschluß aber machte die alte gnädige Frau Marianne von Traubenheim. Der Anfall war bey ihr so heftig, daß Lieberich gleich in den ersten Tagen bath, noch einen Arzt aus Würzburg zu rufen. Agnes und Marschland, die um das Leben der guten Mutter äußerst besorgt waren, liessen kein Mittel unversucht; aber Marianne schlief fast immer; redete beym Erwachen gewöhnlich irre, und starb endlich von ihren Kindern und allen, die sie kannten, beweint.

Die in Traubenheim erledigte Schultheißstelle bekam nun Ulrich Wenner, den wir schon aus dem 21 und 24sten Kapitel kennen. Die ganze Gemeinde freute sich der Wahl, und scheut und liebt ihn bis auf diesen Tag als einen treuen Vater, und vom Gutsherrn, Pfarrer und Beamten wird er geachtet wie ein Hausfreund.

Acht

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod, auch nur eines einzigen Mannes, bringt oft doch allerley Veränderungen.

Unter beständiger Aufrechthaltung der gemachten Verordnungen giengen also die siebenziger Jahre zu Ende, ohne daß sich außer dem schon Erzählten etwas Merkwürdiges ereignet hätte; niemand aber wird diese Versicherung für ein schlimmes Zeichen halten. Gute Verordnungen sind viel leichter zu geben, als aufrecht zu erhalten Es liegt einmal im Geiste des Volkes, daß die besten Anstalten in kurzer Zeit wieder zurückgehen, ausarten oder einschlafen, wenn nicht immer ein wachsames Aug über sie gehalten wird. An wohlüberlegten und nützlichen Verordnungen fehlt es daher den wenigsten Ländern, aber an Menschen fehlt es, welche sie gehörig durchsetzen und ausführen.

In Traubenheim waren über dieß seit fünfzig Jahren der neuen Einrichtungen und Anstalten so viel gemacht worden, daß man endlich nöthig fand, sich einige Jahre bloß mit der Betreibung und Vollendung derselben zu beschäftigen. Wolfgang von Marschland nahm so lebhaften Antheil daran, daß keine Woche vergieng, in der er nicht nach Traubenheim gekommen wäre, um mit eigenen Augen zu sehen, und den herrschaftlichen Befehlen mehr Nachdruck zu verschaffen. Er führte so ziemlich die strenge

ge Zuchtruthe des verstorbenen Obrists, und sein Schwager Burkhard überließ ihm die Verwaltung des Dorfes fast ganz allein.

Leider aber verlor Traubenheim diesen treuen Freund und Vormund schon im Herbste 1779, da er kaum sein fünfzigstes Jahr angetreten hatte. Nach einem glücklich überstandenen Scharlachfieber wagte er sich zu früh wieder heraus, kam in Regen, verkältete sich, und war in vier und zwanzig Stunden gesund und todt.

Untröstlich über diesen Verlurst schrieb seine Gemahlinn Agnes an ihren Bruder nach München, und übertrug ihm die Hofmarkt Langenhausen, mit der Bedingniß, ihr von selber 1500 fl. Witwengehalt zu geben, und das Gut selbst zu verwalten.

Burkhard Julius, der bey seiner Gesandtschaft noch alle Jahre das ganze Einkommen seines Ritterguts zugesetzt hatte, und seit Maximilians, des Churfürsten in Baiern, Tode geschehenen Vereinigung beyder Churlanden Baiern und der Pfalz außer Wirklichkeit war, hielt es für Pflicht, einmal nun auch in eigner Person für seine Unterthanen zu sorgen; entschloß sich nach Traubenheim zu ziehen, und traf schon im Ferbruar 1780 mit seiner Gemahlinn und dem damals achtzehnjährigen Gustav Heinrich — dem zukünftigen Erbherrn, in Traubenheim ein. Seiner betrübten Schwester wegen verbath er sich alles Bewillkommungsgeräusch; nahm sie zu sich nach Traubenheim, und Theodore, seine Gemahlinn, kannte keine süßere Pflicht als die, ihre trauernde

Schwä-

Schwägerinn über den Tod ihres innigst geliebten Wolfgangs zu beruhigen. In vertraulicher Einigkeit lebte die Familie unter sich, und Traubenheim und Langenhausen waren für den Verlurst des Herrn von Marschland reichlich entschädigt.

Bald nach Burhards Ankunft in Traubenheim gieng dessen einziger Sohn, Gustav Heinrich, auf die Universität nach Heidelberg.

Ich halte es für Uiberfluß, sagte der gnädige Herr beym Abschiede desselben, dir eine studierte Kindesmagd mitzugeben. Hoffentlich wirst du nun ohne lebendigem Trichter verstehen, was deine Lehrer dir sagen, und den Sporn zum Fleiß in dir selbst finden. — Ich kenne kein verächtlichers Geschöpf als einen Edelmann, der nichts versteht, als Hasen zu hetzen, Bauern zu schinden, ihren Schweiß zu verprassen, und ihre Töchter zu schänden. Als künftiger Oberherr deiner Güter mußt du eben so tief sehen, als deine Beamten. Auch sind die Zeiten so ziemlich vorüber, wo man vor einem adelichen Dummkopf noch Reverenzen machte. Verstand fängt schon jetzt an, an allen Höfen mehr zu gelten, als hohe Geburt, und Fleiß mehr, als standesmäßige Faulheit. Redlichkeit aber geht über alles.

Was ich für deinen Kopf und für dein Herz thun konnte, habe ich gethan. An deiner Erziehung ist nichts gespart worden, und böse Beyspiele haben wir dir hoffentlich auch nicht gegeben.

Geh hin, und werde nicht nur ein gescheider und brauchbarer, sondern auch ein rechtschaffener

Mann.

Mann. Ein Christ ist besser als ein Edelmann! Sey mäßig, und schone deines Leibes; suche gute Gesellschaften, die dein Herz nicht verderben; bringe nicht mehr durch, als die Noth erfordert, und gewöhne dich frühzeitig an die schöne Tugend der Sparsamkeit, die viele erst dann lernen, wenn ihre Güter verschwendet sind. Dieß ist mein Abschiedssegen! Stößt du ihn selbst von dir, nun dann magst du büssen für deine Thorheit; aber keiner Welt sage, von wem du die Namen Gustav und Heinrich hast; auch sage nicht, daß Burkhard dein Vater ist!

Mit diesen Lehren und Ermahnungen entlassen zog der junge Erbherr unter den beßten Versprechen und Vorsätzen nach Heidelberg.

Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes erwarb er sich die ungetheilteste Liebe aller, die ihn kannten.

Es war damals eben der Zeitpunkt, in welchem die alte Rohheit allmählig abgeschliffen, und die Studentenwelt merklich verfeinert wurde. Zehn Jahre früher würde der junge Herr von Traubenheim wenig Glück unter ihr gemacht haben; jetzt aber erwarben ihm sein männliches Betragen, sein Fleiß, seine Liebe zur Ordnung und Sittlichkeit die aufrichtigste Achtung aller seiner Lehrer und Mitschüler.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ein Gespräch vom Landleben und von einem Rosenfeste.

Wir kommen nun wieder auf den ehrwürdigen Vater dieses edlen Sohnes zurück. Ganz abgezogen vom Wechsel der großen Welt dünkte dieser sich Anfangs in eine so langweilige und einförmige Lage versetzt, daß er sich mehr als einmal in seinen vorigen Posten zurückwünschte.

In der übelsten Laune sprach er einmal darüber mit seinem Pfarrer Helfrich.

Vielleicht geht es Ihnen, gnädiger Herr! wie mir bey meiner Hieherkunft, sagte dieser. An der Tafel meines Grafen hatte ich gelernt, an allen Verhältnissen und Unternehmungen der Fürstenhöfe Theil zu nehmen; aber für einen Bauernhof, für ein Erdäpfelbeet, für eine Reihe Obstbäume, für einen urbargemachten Grasfleck, für eine Dorfsheurath und dergleichen hatte ich gar keinen Sinn. Ein prächtiges Wasserwerk konnte ich bewundern; aber für eine Quelle mit gesunder Brunnkreß war ich ganz blind. Zum Unstern war meine Base, die ich als Köchinn mitbrachte, als gebohrne Städterinn eben so gestimmt wie ich. Nach und nach aber lernten wir beyde, daß es keine reinere Freuden giebt, als auf dem Lande; nur muß man erst Sinn für sie haben. Eine frisch eingebundene Hecke macht mir jetzt mehr Vergnügen, als sonst die kahl geschornen Pyramiden

eines Hofgartens. Findet ein braver Pursche des Dorfes ein gutes, häusliches Weib, so ist das für mich jetzt so wichtig, als sonst die Vermählung eines Erzherzogs. Kann ich manchmal zu mir sagen: Dieß ist dein Werk! Das geschah auf deinen Rath, unter deinem Beystand, dann fühle ich mich in der Seele gestärkt. Das freundliche: Grüß Gott, Herr Pfarrer! und der Handschlag eines Bauermanns, sein Zutrauen und Beyfall sind mir jetzt eben so belohnend, als in den vorigen Zeiten die unnütze Gnadenversicherung so manchen Kavaliers; doch, wie gesagt, alles will gewohnt seyn.

Aber wie haben Sie's angefangen, lieber Herr Pfarrer! um Sich so an ländliche Freuden zu gewöhnen? fragte der gnädige Herr.

Ich gab auf alles Acht, was um mich her war, erwiederte Helfrich; ich lernte die Leute des Dorfes vom Schultheissen bis zum Viehhirten genau kennen, und nun waren mir alle wichtig. Ich sah auf jede Wasserfurche, auf jeden öden Platz; und nun war es mir eine Freude, die eine abgeleitet, den andern urbar gemacht zu sehen. Ich merkte mir jedes Bäumlein der Dorfsflur, und ergötzte mich an seinem Wachsthum. Ich pflanzte mir selbst allerley ein, und was unter meiner Hand gedieh, war mir doppelt angenehm; kurz, ein Krautskopf ist für mich jetzt eben das, was sonst ein Artischoke.

Der gnädige Herr fühlte die Wahrheit der Behauptung und die Bewährtheit des Rathschlages; sprach von der Zeit an mit jedem Landmanne, der

ihm auf dem Feld begegnete, lernte seine Unterthanen nach und nach alle kennen, und alle waren ihm wichtig; er machte allerley nützliche Anstalten, und ihr Gedeihen gewährte ihm Freude; er merkte sich jede Kleinigkeit auf der Flur, und jede Verbesserung gab ihm Unterhaltung. Er selbst pflanzte Blumen und Bäume, und dankte in der Folge mehr als einmal dem Pfarrer für seinen herzlichen Rath. Die Unterthanen schmogen sich immer mehr an ihn an; sein Wink war ein Geboth für sie, und kaum konnte er noch begreifen, wie er einst so verblendet hätte seyn können gegen die stillen Freuden eines Gutsherrn im Kreise seiner Unterthanen.

Zufriedener als Burkhard von Traubenheim waren indeß gleich Anfangs seine Schwester Agnes und seine Gemahlinn Theodore. Eins nur schien beyden noch in Traubenheim zu fehlen, und das war nichts geringers als ein — Rosenfest.

Lange schon hatten sie unter einander davon gemunkelt; aber der gnädige Herr sollte nichts davon wissen. Auf einmal wollten sie ihn mit dem Feste selbst überraschen. Der erste Vertraute ihres Geheimnisses war Ulrich Wenner, der Schultheiß.

Etwas im Vertrauen, lieber Herr Wenner! aber schweigen muß er vor der Hand, daß es niemand erfährt! sagte die gnädige Frau zu ihm.

Wenner. Schweigen, gnädige Frau! kann ich manchmal besser als reden.

Theodore. Meine liebe Schwägerinn und ich haben uns verabredet, ein Rosenfest zu stiften.

Wen-

Wenner. Rosenfest? Was ist das für ein Ding?

Agnes. In aller Welt! weiß er denn nicht, was ein Rosenfest ist?

Wenner. Nicht Ein Wort davon! Was Rosen und was Feste sind, weiß ich wohl; aber daß man auch ein Rosenfest feyert, wie ein Aerntefest, das war mir ganz unbekannt.

Theodore. Nein, lieber Wenner! so ist's nicht gemeynt. Ein Rosenfest ist eine Feyerlichkeit, die dem würdigsten Mädchen im Dorfe zu Ehren angestellt wird. Etliche gescheide, unpartheyische Männer wählen aus allen Töchtern die würdigste heraus. Diese wird dann unter Musik und Begleitung zur Kirche geführt, und nach abgehaltenem Hochamt vom Priester am Altare mit Rosen gekrönt, feyerlich eingesegnet, und dem ganzen Dorfe zum Muster vorgestellt; dann zur herrschaftlichen Tafel gezogen, und mit einer kleinen Aussteuer beschenkt. Sieht er, das ist ein Rosenfest.

Wenner. Aber, gnädige Frauen! welches Mädchen im Dorfe ist denn das würdigste?

Agnes. Das müssen eben die niedergesetzten Sittenrichter entscheiden, unter denen er der erste seyn soll; wir wissen es nicht.

Wenner. Nichts für ungut, gnädige Frau! Auf das Sittenrichten versteh ich mich nicht. Ein ganzes Dutzend braver Töchter will ich der Reihe nach nennen; aber die allerbravste, wer mag die bestimmen?

Theo=

Theodore. Eine muß doch wohl unter den guten die beste seyn?

Wenner. Ja wohl, Euer Gnaden! aber das Auslesen und Abwägen halte ich eben für ein Meisterstück. Eine hat diese, die andere jene Tugenden, und alle haben ihre Fehler dabey; wird's dann nicht andere, gleichfalls brave Mädchen, verdriessen, wenn ihnen eine Freundinn vorgezogen wird, die's vielleicht eben nicht verdient? — Wenn das ohne Neid abgienge, müßt' es ein rares Beyspiel seyn!

Theodore. Eben der Neid soll anspornen.

Wenner. Anspornen? — Zum Lästern und Verkleinern, das laß ich gelten; aber zum besser werden wohl schwerlich, so lange nur ein einziger Preis ausgesetzt ist, und bey dem es bloß darauf ankömmt, wie man von einigen Sittenrichtern beurtheilt wird. — Träfe das Loos eine von meinen Töchtern: so dürfe sie den Preis, so wahr ich lebe, nicht annehmen.

Agnes. Warum nicht? Wenner!

Wenner. Weil ihr dann das ganze Dorf auf jeden Schritt und Tritt lauern würde, um ihr für die genossene Ehre einen Schandfleck anzuhängen. — Wenn ich meines Theils einem Menschen etwas zu gute thun wollte: so gäb' ich's ihm unter vier Augen, um den Leckerbissen nicht mit Neid und Lästerung versalzen zu lassen. Auch würde ich es für schwer halten, so viele gescheide Sittenrichter aufzutreiben, als nöthig sind; denn die gescheiden Leute würden sich fast alle die Ehre verbitten.

Theodore. (zu Agnes) Hat Wenner Recht oder Unrecht?

Agnes. Vielleicht nicht ganz Unrecht. (gegen den Schulzen) Er hat uns ein Plänchen verdorben, Wenner! aber mich freut es, daß er aufrichtig war.

Wenner. Bey solchen Herrschaften kann man nicht anders als aufrichtig seyn. Ich bin daher so frey, einen Vorschlag zu thun, wie das Geld für's Rosenfest vielleicht könnte besser angewandt werden.

Theodore. Ungescheut, Wenner! Er weiß, wie viel er bey uns gült!

Wenner. Gestern Nachts war ich bey unserm Herrn Pfarrer; da bekam er von einem guten Freund in München den deutschen Kirchengesang, oder die deutsche Messe. Schöners und Auferbaulichers kann man sich nichts denken; wir haben die Lieder zur heiligen Messe noch gestern durchlesen. — O es muß herzerhebend seyn, wenn da begleitet von der Orgel alles Volk bey der heiligen Messe zusamm singt; gewiß andächtiger, als wenn der Meßner allein ein geradbrechtes Latein herableyert. — Dieser deutsche Meßgesang sollte bey uns eingeführt, und die Büchelchen davon unentgeldlich unter das Volk vertheilet werden, und dazu könnte gleich das Geld vom Rosenfest verwendet werden. — Ich zweifle nicht, daß dieß den Traubenheimern überaus gefallen würde.

Mit Freuden nahmen die gnädigen Frauen den Wink des braven Schultheiß an. Burkhard gab den Befehl zur Einführung, und Theodore und Agnes

lief-

liessen auf ihre Kösten die Lieder bey der heil. Messe abdrucken, und zu Langenhausen und Traubenheim unter das Volk vertheilen. Seit der Zeit singt das Volk in beyden Dorfschaften die deutsche Messe, und mit Rührung hören Fremde, die gähling dorthin in die Kirche kommen — den Singenden zu.

Dreyßigstes Kapitel.

Wo ein armer Mensch und ein gutes Herz zusammen kommen, giebt's Hilfe.

Wir haben im ehevorletzten Kapitel den jungen Erbherrn Gustav Heinrich von Traubenheim auf seiner Reise nach Heidelberg verlassen, und nehmen hier den Faden der Erzählung von ihm wieder auf. Auf dem Wege traf er einen armen Studenten an, ließ ihn zu sich in die Postkutsche sitzen, nahm ihn nach Heidelberg, und theilte mit ihm Zimmer, Holz und Licht.

Mit verstummendem Danke nahm Kosmann, so hieß der arme, dürftige Schüler, die Wohlthat an, und Gustav Heinrich erfüllte sein Versprechen mit so vieler Feinheit, daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht wußten, daß Kosmann die geringste Wohlthat von dem jungen Herrn von Traubenheim genoß. Sie lebten vertraut und einig wie Brüder,

und arbeiteten gemeinschaftlich, und wo einer eine Freude genoß, da fand man gewiß auch den andern.

Im Herbste 1782 kehrte Gustav Heinrich mit seinem Kosmann nach Traubenheim zurück. Beyde giengen fleißig ins Traubenheimer Amt, und nahmen dem alten Heilmann verschiedene Geschäfte ab. In der herrschaftlichen Mayerey zu Langenhausen machten sie sich mit der Landwirthschaft bekannt, und unternahmen allerley Versuche und Verbesserungen. Unter andern liessen sie rings um den herrschaftlichen Garten eine Menge weißer Maulbeerbäume pflanzen, um mit der Zeit eine Probe mit Seidenwürmern zu machen, die nun wirklich schon gemacht ist, und einen neuen Nahrungszweig für Kinder und alte Leute verspricht. Die übrigen müßigen Stunden brachten sie größtentheils damit zu, sich auf eine Reise durch Deutschland vorzubereiten. Beyden war es darum zu thun, die Reise mit Nutzen zu machen. Sie lasen daher eine Menge Bücher, welche die Lage, Beschaffenheit und Regierungsverfassung, besonders aber den Ackerbau, den Kunstfleiß, die Sitten und Gebräuche der zu besuchenden Länder betrafen.

Im Frühlinge 1784 traten sie mit vielen guten Lehren des alten gnädigen Herrn ausgestattet, und von den Thränen der gnädigen Frau begleitet, nebst ihrem Martin, einem Bauernsohne in Traubenheim, die Reise an. Im Herbste des gedachten Jahres kamen sie mit vielen nützlichen Kenntnissen be-

reichert wieder in Traubenheim an. Die Freude des älterlichen Hauses und des ganzen Dorfes war außerordentlich. Die gnädige Frau ließ vor Entzücken der Jugend des Dorfes einen Freytanz im großen Schloßsaale geben; einige arme Kinder vom Kopf bis auf den Fuß kleiden, und was ihr das gute Herz mehr eingab.

Wenige Wochen nach der Zurückkunft des gnädigen Herrn starb der Beamte Rollinger in Langenhausen. Lange zuvor schon war beschlossen, nach dem Tode des einen oder des andern Beamten die Aemter Traubenheim und Langenhausen in Eins zusammenzuziehen; aber Alters wegen wünschte Heilmann dieser neuen Geschäfte überhoben zu seyn, und Kosmann sollte versorgt werden. — Er wurde also zum Beamten in Langenhausen ernannt, und bekam zugleich die Anwartschaft auf den Traubenheimer Dienst, und bezog im Sommer 1785 das Amt.

Der alte gnädige Herr aber und seine Gemahlinn kannten nun keinen andern Wunsch als den, auch ihren Gustav glücklich vermählt zu sehen, und von ihm Enkel zu erleben, in welchen die Familie Traubenheim, die schon vor anderthalb hundert Jahren dem Erlöschen nahe war, wieder auflebte; aber alle gemachten Vorschläge schienen dem gnädigen Herrn nicht zu gefallen.

Ein

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Was seyn soll, schickt sich wohl.

An einem schönen Sommerabende gieng einst Gustav Heinrich mit seinem Kosmann im Walde bey Langenhausen spatzieren. Von einer Anhöhe herab, von der sie öfters die schöne Gegend überschauten, und sich der manigfaltigen Farben erfreuten, in denen das Abendroth spielte, sahen sie auf der Landstrasse im Thal eine Kutsche halten, um welche ein Paar Menschen geschäftig herumliefen, und bemüht zu seyn schienen, etwas an ihr zu verbessern. Laß uns doch hinab, sagte der Baron zu seinem Kosmann, vielleicht können wir den Reisenden helfen!

Gleich bey der ersten Annäherung sahen sie ein Mädchen von schöner, freundlicher Bildung, die sich eben mit einem alten Manne — er schien ihr Vater zu seyn — über den kleinen Unfall besprach, und beyde Reisende beklagten indeß nur die gebrochne eiserne Achse bey der weiten Entfernung von einer Stadt. — In einem Dörfchen, drey Viertelstunden von hier, sagte Gustav Heinrich, werden Sie einen Schmid finden, der Ihnen eben so gut als einer in der Stadt aus der Verlegenheit helfen wird. Wollen Sie mir die Ehre geben, mich dahin zu begleiten, so stehen Ihnen Tische und Quartiere in meinem Hause zu Diensten. — Wie heißt denn das Dörfchen? fragte die Unbekannte.

Gustav Heinrich. Traubenheim.

Unbekannte. Traubenheim? Der Name ist mir bekannt.

Gustav Heinrich. Sind Sie vielleicht aus der Nähe, und darf ich mir um der Nachbarschaft willen Glück wünschen?

Unbekannte. Nein! aus der Nähe bin ich nicht. Schwäbinnen können ihr Vaterland nicht verläugnen — die Sprache verräth uns.

Gustav H. Aber wie ist denn der Name Traubenheim bekannt?

Unbekannte. Mein Bruder gewann auf der Universität zu Heidelberg — die Freundschaft eines Herrn von Traubenheim.

Gustav H. Darf ich Sie um den Namen Ihres Bruders bitten?

Unbekannte. Er nennt sich Günther Gottlieb Stahlfeld auf Billbach — aber kennen Sie vielleicht den Herrn von Traubenheim auch, der meines Bruders Freund ist?

Gustav H. Ob ich ihn kenne? Ja wohl, schöne, gute Schwester meines trauten Freundes und Hauskompagnons — ich bin Traubenheim selbst!

Fräulein von Stahlfeld. (entzückt) Was? Gustav Heinrich von Traubenheim!

Gustav H. Gustav Heinrich! aber wo ist jetzt mein lieber Gottlieb?

Fräulein von Stahlfeld. Zu Billbach. Er will auf dem Lande bleiben, und verwaltet die Güter meines Vaters, der seit einem Jahre sehr kränklicht

ist,

ist, — und eben ein wenig gestärkt vom Bade zu Brückenau zurückkehrt.

Lieber Vater! sagte sie hierauf, wir finden hier unvermuthet unsers Gottliebs vortreflichen Freund, den Freyherrn von Traubenheim. —

Herr von Stahlfeld. (ihn umarmend) Seyn Sie mir gegrüßt, treflicher, junger Mann! Nehmen Sie mit diesem Freundeskuß den innigsten Dank für alles, was Ihnen mein Sohn schuldig ist.

Gustav H. Keinen Dank, Herr von Stahlfeld! Ich bin Schuldner für die dauernde Freundschaft, die mir Ihr Herr Sohn geschenkt hat.

Herr von Stahlfeld. Nein, Baron! Wir wissen es nur zu gut, wie viel Ihnen mein Gottlieb zu verdanken hat. Sie haben ihn aus den Stricken liederlicher Menschen gerettet; Sie waren ihm Muster des Fleißes und der Ordnung; Sie haben ihn in Ihr Haus gezogen, um ihn auf dem bessern Weg zu erhalten; Sie haben . . . .

Gustav H. (einfallend) Sie beschämen mich! — Erlauben Sie mir statt dessen, daß ich Ihnen einen andern Freund Ihres braven Herrn Sohnes in meinem Freunde Kosmann vorstelle.

Auch Kosmanns persönliche Bekanntschaft machte den Reisenden viel Vergnügen. Voll Entzücken über den unerwarteten Fund nahmen sie die Einladung des Barons an, und trafen mit ihm und seinem Kosmann zu Fuß in Traubenheim ein.

Die Aufnahme im wirthlichen Schloße gefiel ihnen schon am ersten Abende so wohl, daß sie den

klei-

kleinen Unfall mehr für ein Glück als Unglück hielten. Die beyden Vetter waren so glücklich, schon am Abendtische eine weitläufige Verwandtschaft zu entdecken, und auf gute Vetterschaft trinken zu können.

Gustav Heinrich war aber mit dieser Verwandtschaft vom Adam her so wenig zufrieden, daß er schon am ersten Abende anfieng, auf eine nähere Bekanntschaft zu sinnen. Die ganze Nacht lag er schlaflos, und dachte auf Mittel und Wege, die Schwester seines Gottliebs zu seiner Gattinn zu machen. Seine peinlichste Sorge war indeß nur ihre schon auf übermorgen festgesetzte Abreise — eine Zeit, die ihm, um eine Erklärung zu machen, zu kurz schien, und doch wußte er keinen Vorwand, diese Abreise zu verspäten. Zum Glücke aber gefielen sich die beyden Altväter so wohl, daß sich der Herr von Stahlfeld schon am folgenden Mittage entschloß, eine volle Woche in Traubenheim zu bleiben. Gustav Heinrichs Bekanntschaft mit dem Fräulein von Stahlfeld wurde nun stündlich vertrauter, und ehe der Abschiedstag herankam, war Ernestine von Stahlfeld die erklärte Braut des Barons.

Mit Entzücken hörten die alten Herrschaften von Traubenheim den Entschluß ihres Stammhalters. Ernestine hatte ganz das Herz der Eltern gewonnen; war so ganz für Landwirthschaft erzogen, und doch auch für die feinere Welt gebildet, daß Gustav Heinrich durch diese Wahl nur den elterlichen Wünschen zuvorkam. Nach einem zehntägigen Aufenthalt begleitete er seine geliebte Braut nach Schwaben.

Gottlieb flog mit offenem Arme seinem Vater und seiner Ernestine entgegen; aber wer ihn zuerst an die Brust drückte, war — sein alter Freund Gustav Heinrich. Die angenehme Uiberraschung, so ganz unerwartet seinen liebsten Freund wieder zu sehen, kann man sich denken; aber unmöglich das Entzücken, mit welchem sich die beyden Schwäger umarmten, als der alte Herr von Stahlfeld das Traubenheimer Abentheuer und die daraus entsprungene Verbindung seiner Tochter seinem Gottlieb entdeckte.

Die alten Herrschaften raumten nun das Traubenheimer Schloß, und zogen nach Langenhausen, wie es der alte Herr Gesandte schon längstens Willens war, weil ihm das Schloß zu Langenhausen wegen einem an den Garten gränzenden Wäldchen angenehmer, und wegen des vortreflichen Wassers gesünder schien.

Gegen den Herbst des obgedachten Jahres 1786 holte der junge Gutsherr seine geliebte Braut ab, und wurde mit ihr zu Traubenheim öffentlich in der Kirche ehlich verbunden; denn es war immer sein Grundsatz: Was dem Unterthan heilig und ehrwürdig seyn soll, muß es auch dem Herrn seyn. O! möchten doch alle Richter und Gutsherren diesen erbauenden Grundsatz noch heut zu Tage haben!

Ein junger Richard, der vor zwey Jahren seinem alten Vater als Schullehrer beygesetzt wurde, machte die Anstalt, daß zwey schön geputzte Dorfsmädchen mit Körben voll Blumen vor dem Schloßtho-

re

re den Kirchgang des hohen Brautpaars erwarteten, und vor demselben her den Weg mit Blumen bestreuten. Auf dem Rückwege überreichte die eine der gnädigen Braut einen Kranz, die andere folgendes vom jungen Richard verfertigtes Gedicht:

Nimm, edles Fräulein! diesen Kranz,
den Dir die Liebe windet;
Klein ist sein Werth, doch sagt er ganz,
was unser Herz empfindet.

Sanft, wie der Thau die Blumen tränkt,
erquick' Euch Gottes Segen;
geht bis ins Alter ungekränkt
auf lauter Blumenwegen.

Euch sey das Leben immerdar,
so heiter, so beglücket,
wie der ersehnte Morgen war,
da wir den Kranz gepflücket.

Mehr Wünsche, als der Blumen sich
für diesen Kranz gefunden,
hat jede Pflückerinn für Dich,
Du holde Braut! empfunden.

Schon seh'n wir jeden Wunsch voraus
erfüllet mit Entzücken;
seh'n Kinder Dir schon einen Straus,
Du edle Gattinn! pflücken.

Sie schmücken Deine Mutterbrust
zum Spiel mit kleiner Mühe,

und hüpfen, Lämmern gleich, vor Lust
um ihres Vaters Knie.

Der alte Herr, sein edles Weib,
die herzensgute Leute,
seh'n ihrer Enkel Zeitvertreib,
und weinen drob vor Freude.

Auch unsre Wangen netzen schon
die hellen Freudenzähren,
und Gott wird Euch der Tugend Lohn
auf Erden schon gewähren.

Was Euch den Leidenskelch versüßt,
was glücklich macht hienieden,
was wahrhaft gut und nützlich ist,
sey immer Euch beschieden.

Und geht's Euch wohl: so leben wir
in Euerm Schutz verborgen;
denn unablässig werdet Ihr
für unsre Wohlfahrt sorgen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Noch zu guter Letzt ein Räthsel: Die als Braut starb, lebt als Weib.

Zwey Jahre nach Gustavs Heinrichs so glücklicher Verbindung im Jahre 1788 starb Agnes von Marschland. Sie schlummert in der Traubenheimer Gruft — und viele Thränen flossen auf ihr Grab. Von einem Theil ihres zurückgelassenen Vermögens wurden auf ihren ausdrücklichen Befehl zwey Leichenhäuser errichtet, in Langenhausen eines und in Traubenheim eines. Sie wurden nahe an den Gottesacker hingebaut, und von alten verständigen Eheleuten bewohnt, denen die Bewachung und Besorgung der Todten bis zum Begräbniß übertragen ist. Christoph Lieberich, der nach seines Vaters Tod die Traubenheimer Badstube bekam, hatte sie sorgfältig unterrichtet, wie man einen Todten behandeln, und auf welche Wahrzeichen man besonders achten müsse, um keinen Menschen lebendig begraben zu lassen. Jedes Leichenhaus hat zwey Zimmer, welche hart an einander stossen. In dem einen wohnt das Ehepaar, und von diesem geht eine mit hellen Fenstern versehene Thüre in das andere Zimmer, wohin die Leichname, nachdem man sie noch sechs Stunden in ihren Betten liegen läßt, gebracht werden. Dieses Zimmer, welches an den Ecken der Decke und des Fußbodens mit Zugröhren ver-

versehen ist, wird des Winters allemal mäßig geheitzt, ehe man eine Leiche bringt, und so lange sie da liegt, warm erhalten. Zur Bequemlichkeit sind ein Paar Leichenkästen vorhanden, worinn die Verstorbenen in ein Betttuch eingeschlagen nach dem Leichenhaus gebracht werden.

Sobald sie dahin kommen, machen der Leichenvater und die Leichenmutter, (wofern noch die mindeste Hoffnung vorhanden ist,) Versuche der Wiederbelebung. — Man besprengt die Leichname mit eiskaltem Wasser, kitzelt sie mit der Fahne eines Federkiels in dem Schlunde, reibt sie durchaus mit wollenen Tüchern, bürstet die Fußsohlen, hält ihnen starken Spiritus vor die Nase, drückt in die Augäpfel eine Vertiefung, und beobachtet, ob sie von selbst sich wieder füllen, ruft mit starker Stimme den Namen ins Ohr — denn das Gehör ist oft allein noch reizbar, wenn alle andere Sinne ihre Fühlbarkeit verloren haben. Findet sich nach allen diesen Proben keine Spur des Lebens: so bleibt der Leichnam auf einer besonders eingerichteten Bank, die oben ein Kopfpult hat, liegen. Man deckt ihn nur leicht zu, und verbindet ihm Mund und Nase nicht, weil dadurch das Wiedererwachen fast unmöglich gemacht wird. — Bey solchen, welche plötzlich dahin sterben, deren Augen noch einige Durchsichtigkeit haben, deren Leib nicht ganz todtenfärbig und steif ist, geht man noch vorsichtiger zu Werke. Nach allen oberwähnten Proben befestigt man an ihren beyden Händen einen Faden, der an eine kleine Schelle

geht,

geht, die bey der geringsten Bewegung sich rührt, und ein Zeichen giebt. Der Leichenvater und die Leichenmutter müssen nun wechselweis Tag und Nacht wachen, und den Todten, um welchen des Nachts ein paar Lampen vom feinsten Oel brennen, sorgfältig beobachten. Erst dann, wenn der Körper Flecken bekömmt, und sichtbar in Faulniß übergeht, wird er begraben, und vom Priester und seinen Anverwandten und Freunden aus dem Leichenhause heraus zu Grabe begleitet.

Die Zufriedenheit der Traubenheimer mit dieser vortreflichen Anstalt war zwar Anfangs so groß nicht, als man hoffte. Die wenigsten entschlossen sich ihre Todten dahin bringen zu lassen. Sie erduldeten lieber in ihren Häusern alle mögliche Ungemächlichkeiten, obgleich die neue Anstalt für sie mit keinem Unkosten verbunden war; — weil alle Ausgaben von den Kapitalsinteressen der Stiftung bestritten wurden.

Die Klügern des Dorfes brachten zwar ihre Leichen dahin, aber gewöhnlich nur solche, die sie im Leben wenig geachtet hatten, bis sich endlich ein Zufall ereignete, der das ganze Dorf für die gute Verordnung so sehr einnahm, daß seit der Zeit keine Leiche mehr länger als die festgesetzten 6 Stunden in den Häusern bleibt.

Ulrich Wenners, des Schultheissen, jüngste Tochter, ein vom ganzen Dorfe geliebtes Mädchen, hatte mit einem jungen wackern Purschen des Orts,

Na-

Namens Martin Ulmer, Hochzeit. Beym Tanze erhitzte sie sich, und fühlte plötzlich Schwäche und Zittern durch alle Glieder. Um die Freude des Tages nicht zu stören, gieng sie heimlich in ihre Kammer, warf sich auf's Bett, und als man sie nach einer Stunde vermißte, fand man sie starr und leblos auf demselben. — Alle Mittel, die man anwandte, waren vergebens; die allgemeine Freude des Tages war in allgemeines Wehklagen verwandelt, und ehe der Morgen graute, schlief schon die Braut auf der Bahre des Leichenhauses.

Mehr als 24 Stunden lag sie hier ohne das geringste Zeichen des Lebens, als auf einmal die Leichenmutter in der Nacht einen leisen Ton der Schelle zu hören glaubte. Sie weckt ihren Mann, und beyde giengen zum Leichnam. Als sie eine Zeit so dastehen, und schon den Ton der Schelle für einen Betrug der Ohren hielten, öffnete Marie das eine Augenlied ein wenig. Schnell fangen die Todtenwärter an zu reiben und zu rütteln; bringen sie ohne Verzug in ein dazu vorräthiges Bett, und Marie lebt nach und nach wieder auf. Gott! wo bin ich? ruft sie endlich, als sie sich in einem fremden Zimmer und unter fremden Menschen sieht. Wo ist mein Martin? —

In der größten Hastigkeit rennt der Leichenvater nach dem Bräutigam, der eben im Bette liegt, und weint. Martin! steh auf, und sey wohl auf!

ruft

ruft der Freudenboth durch's Fenster, deine Braut lebt wieder! Eure Tochter ist wieder am Leben!! schreyt er wie unsinnig vor dem Hause ihrer Eltern, zeigt es beym Dorfsarzte Lieberich an, und springt dann wieder zurück. Vor Schrecken und Freude zitternd eilt Martin nach dem Leichenhause, und gleich nach ihm kommen ihre Eltern; aber alle wissen nicht, ob sie geträumt oder gewacht haben. — Was glich aber der Freude, als sie ihre Marie wirklich lebend fanden. — Eltern und Bräutigam schlossen die wieder Belebte zugleich in ihre Arme, und überhäuften sie mit Küssen. —

Lieberich gab ihr jetzt etwas stärkendes, und am folgenden Morgen konnte sie schon wieder in ihr Haus gebracht werden; lebt bis jetzt noch frisch und gesund, ist Mutter eines gesunden Knaben, und die Freude ihres Mannes; aber wo würde sie seyn, wenn man sie in eine kalte Kammer gebracht, ihr Mund und Augen verbunden, und früher begraben hätte? Schultheiß Wenner und sein Tochtermann schenkten der Leichenmutter zwey Karolin; das ganze Dorf aber sieht seit dieser Stunde das Leichenhaus als eine der ersten Wohlthaten an, und der gnädige Herr hat eine Belohnung von sechs Thalern darauf gesetzt, so oft es den Leichenwärtern gelingt, in einem Verstorbenen wieder Leben zu entdecken.

Diese einzige Geschichte der Wiederbelebung der gute Marie, die als Braut starb, und doch jetzt

als

als Weib und Mutter lebt, konnte ich nicht unterdrücken, ob sie sich gleich erst nach der Vermählung des jungen Herrn, mit welcher ich das Buch schliessen wollte, zugetragen hat.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

(1+2) X IX. 86
I. 87
VI. 89

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand,

Geschichte des Dörfleins Traubenheim für's Volk und für Volksfreunde geschrieben

Bd.: [2]

München 1801

P.o.germ. 1310-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119536-6